Die
Trapper in Arkansas.

Von

Gustav Aimard.

Deutsch

von

E. Drugulin.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

IV.

Der Doktor.

Während die erwähnten schrecklichen Ereignisse vor sich gingen, botanisirte der Doktor ganz ruhig.

Der würdige Gelehrte hatte in seinem Entzücken über die üppige Flora, die er vor sich hatte, Alles andere vergessen und dachte nur noch an die reiche Ernte, welche er hier halten konnte. Er ging gebückten Hauptes vor sich hin, blieb vor jeder Pflanze stehen und bewunderte sie lange, ehe er sich entschloß, sie zu pflücken.

Als er sich mit einer ungeheuren Menge von Pflanzen, welche alle in seinen Augen von unschätzbarem Werthe waren, beladen hatte, beschloß er endlich, sich am Fuße eines Baumes niederzulassen, um sie mit aller Sorgfalt, welche grundgelehrte Leute auf dieses mühsame Geschäft verwenden, zu ordnen, wobei er

einige Stückchen Zwieback, die er in der Jagdtasche trug, verzehrte.

Er war seit geraumer Zeit in diese Beschäftigung vertieft, welche ihm einen jener außerordentlichen Genüsse bot, die nur Gelehrte zu würdigen verstehen, indessen sie dem gewöhnlichen Haufen unbekannt bleiben; wahrscheinlich hätte er sich bei der Arbeit so lange vergessen, bis ihn die einbrechende Nacht genöthigt hätte, ein Obdach zu suchen, als sich plötzlich ein Schatten zwischen ihn und die Sonne drängte und sich über die Pflanzen, die er sorgfältig ordnete, warf.

Er hob unwillkürlich den Kopf.

Ein Mann, der sich auf eine lange Büchse stützte, stand vor ihm und beobachtete ihn mit spöttischer Aufmerksamkeit.

Der Mann war der Schwarze Hirsch.

„Oho!“ sagte er zum Doktor, „was macht Ihr denn da, mein würdiger Herr? Es soll mich doch der Teufel holen, wenn ich nicht geglaubt habe, als ich das Gras sich bewegen sah, daß möglicher Weise ein Reh da stecken könnte, und ich war im Begriff, Euch eine Kugel zuzuschicken.“

„Den Teufel auch!“ rief der Doktor und sah ihn erschrocken an, „seht Euch vor; wißt Ihr wohl, daß Ihr mich hättet tödten können?“

„Freilich,“ erwiderte der Trapper lachend, „doch fürchtet nichts, ich habe meinen Irrthum zu rechter Zeit eingesehen.“

„Gott sei Dank!“ Hier bückte sich der Doktor, der eben eine seltene Pflanze erblickt hatte, eifrig, um sie zu pflücken.

„Ihr wollt mir also nicht sagen, was Ihr da macht?“ fuhr der Jäger fort.

„Ihr seht es ja, mein Freund.“

„Ich sehe nur, daß Ihr Euch die Zeit damit vertreibt, das Unkraut in der Prairie auszureißen, das ist Alles; und ich begreife nicht, was Euch das helfen kann.“

„O! Unwissenheit!“ murmelte der Gelehrte und fügte mit dem pathetischen, herablassenden Tone, welcher den Jüngern Aeskulap's eigen ist, hinzu: „Freund, ich sammele Pflanzen, welche ich in mein Herbarium aufnehmen will; die Flora der Prairie ist herrlich, ich bin überzeugt, daß ich wenigstens drei neue Arten des Chirostemon pentadactylon, das in das Geschlecht der Flora mexicana gehört, entdeckt habe.“

„So!“ sagte der Jäger, riß die Augen unmäßig weit auf und gab sich die größte Mühe, dem Doktor nicht in's Gesicht zu lachen, „Ihr glaubt drei neue Arten des . . .“

„Chrisostemon pentadactylon, mein Freund,“ sagte der Gelehrte sanft.

„Ach was!“

„Vielleicht giebt es deren sogar vier.“

„So! so! Das ist wohl sehr nützlich?“

„Was! ob es nützlich ist?“ rief der Doktor empört aus.

„Erboßt Euch nicht, ich weiß es ja nicht."

„Richtig," fuhr der Gelehrte, den der Ton der Stimme des Schwarzen Hirsches besänftigt hatte, Ihr könnt die Wichtigkeit einer Arbeit, welche die Wissenschaft bedeutend fördert, nicht begreifen."

„Seht nur an! und Ihr seid nur in die Prairien gekommen, um Gräser auszureißen?"

„Aus keinem andern Grunde."

Der Schwarze Hirsch betrachtete ihn mit der Bewunderung, mit der man irgend ein unerklärliches Phänomen anstaunt; der Jäger konnte sich nicht zusammenreimen, wie es möglich sei, daß sich ein vernünftiger Mensch so leichtsinnig entschließen könne, sich einem Leben voll Gefahren und Entbehrungen auszusetzen, zu dem, seiner Meinung nach unerhörten Zwecke, Pflanzen auszureißen, die ihm doch nichts nützen, daher kam er nach kurzem Besinnen zu der Ueberzeugung, daß der Gelehrte verrückt sei. Er warf ihm kopfschüttelnd einen mitleidigen Blick zu und sein Gewehr über die Schultern werfend, schickte er sich an, weiter zu gehen.

„Nun! nun!" sagte er in einem Tone, wie man zu Kindern und Verrückten redet, „Ihr habt Recht, mein wackerer Herr, reißt nur Pflanzen aus, immer reißt sie aus, Ihr thut Niemandem Unrecht und es bleiben deren noch genug übrig. Glück auf! — auf Wiedersehen!"

Darauf pfiff er seinen Hunden, ging einige Schritte,

kehrte aber sogleich wieder um und sagte zu dem Doktor, der schon nicht mehr an ihn dachte und sich bereits wieder eifrig der Beschäftigung überließ, welche zu unterbrechen der Jäger ihn gezwungen hatte:

„Noch ein Wort."

„Sprecht," antwortete er und blickte auf.

„Hoffentlich befindet sich die junge Dame, die in Begleitung ihres Onkels meinen Hatto besucht hat, wohl. Sie können nicht glauben, welchen Antheil ich an dem armen lieben Kinde nehme, mein wackerer Herr."

Der Doktor sprang plötzlich auf und schlug sich vor die Stirne:

„Ich Dummkopf!" sagte er, „das hatte ich ganz vergessen."

„Vergessen, was denn?" fragte der Jäger erstaunt.

„So geht es mir immer!" murmelte der Gelehrte, „glücklicherweise ist der Schade nicht groß und da Ihr da seid, läßt er sich leicht wieder gut machen."

„Wovon sprecht Ihr?" fragte der Trapper mit aufsteigender Besorgniß.

„Stellt Euch vor," fuhr der Doktor ruhig fort, „daß mich die Wissenschaft so beschäftigt, daß ich darüber Essen und Trinken vergesse, wie viel mehr, nicht wahr, die Aufträge, die man mir gibt."

„Zur Sache! zur Sache!" sagte der Jäger ungeduldig.

„Mein Gott! die Sache ist einfach folgende: ich habe mit Tagesanbruch das Lager verlassen, um mich nach Eurer Hütte zu begeben, aber, hier angekommen, war ich so entzückt über die Pflanzen, die ich mit Füßen trat, daß ich, statt meinen Weg fortzusetzen, angehalten habe, um anfangs nur eine Pflanze zu pflücken, hierauf sah ich noch eine, die mir in meinem Herbarium fehlte, dann wieder eine, und so weiter; kurz, ich habe gar nicht mehr daran gedacht, Euch aufzusuchen, ja ich war in meine Untersuchungen so vertieft, daß mir nicht ein Mal bei Euerm Erscheinen vorhin eingefallen ist, daß ich einen Auftrag an Euch habe.“

„Ihr habt das Lager also bei Tagesanbruch verlassen?“

„Mein Gott, ja.“

„Wißt Ihr, wie spät es jetzt ist?“

Der Gelehrte sah nach der Sonne.

„Ohngefähr drei Uhr,“ sagte er; „doch, ich wiederhole es, darauf kommt nicht viel an; da Ihr hier seid, werde ich Euch sagen, was mir Donna Luz aufgetragen hat, und damit wird, hoffe ich, Alles in Ordnung sein.“

„Gebe Gott, daß Euere Nachlässigkeit nicht ein großes Unglück herbeigeführt habe.“

„Was meint Ihr?“

„Ihr werdet es bald erfahren; hoffentlich irre ich mich. Sprecht, ich höre.

„Donna Luz hat mir nämlich aufgetragen, Euch Folgendes zu sagen.“

„So ist es Donna Luz, die Euch zu mir geschickt hat?“

„Sie selbst.“

„Ist im Lager etwas Wichtiges vorgefallen?“

„Es könnte allerdings vielleicht wichtiger sein, als ich anfangs gedacht habe; die Sache verhält sich nämlich so: diese Nacht hat einer unserer Führer . . . .“

„Schwätzer?“

„Er selbst. Kennt Ihr ihn?“

„Ja. Weiter?“

„Nun! es scheint, daß der Mann mit einem anderen gleichgesinnten Banditen verabredet hatte, daß sie das Lager, wahrscheinlich an Indianer, überliefern wollten; zufällig hat Donna Luz die Unterhaltung der beiden Spitzbuben mit angehört und in dem Augenblicke, als sie an ihr vorüberkamen, um sich aus dem Staube zu machen, hat sie zwei Pistolenschüsse auf sie abgefeuert.“

„Hat sie sie getödtet?“

„Nein, unglücklicherweise hat sich der Eine, obgleich er wahrscheinlich schwer verwundet war, flüchten können.“

„Welcher von den Beiden?“

„Schwätzer.“

„Und was ist weiter geschehen?“

„Donna Luz hat mich schwören lassen, daß ich Euch

aufsuchen und Euch sagen wollte . . . ja, wartet nur," sagte der Gelehrte, sich besinnend.

„Schwarzer Hirsch, die Stunde schlägt?" unterbrach ihn der Jäger hastig.

„Ganz recht!" sagte der Gelehrte und rieb sich vergnügt die Hände, „es schwebte mir auf der Zunge; ich gestehe, daß mir die Sache ziemlich dunkel vorgekommen ist und ich sie durchaus nicht begriffen habe, doch jetzt werdet Ihr mir erklären, nicht wahr?"

Der Jäger faßte ihn energisch beim Arme, näherte sein Gesicht dem des Doktors und sagte mit flammendem Blicke und zornentstellten Zügen:

„Elender Narr! warum seid Ihr nicht eiligst zu mir gekommen, anstatt die Zeit zu vergeuden, wie ein Dummkopf? Euer Zögern wird vielleicht den Tod Euerer Freunde zur Folge haben."

„Wäre es möglich!" rief der Doktor entsetzt und dachte nicht daran, die etwas unsanfte Art, wie ihn der Jäger schüttelte, übel zu nehmen.

„Euere Botschaft war eine über Tod und Leben entscheidende, Narr, der Ihr seid! was ist jetzt zu thun? Vielleicht ist es zu spät."

„Ach! sagt das nicht!" rief der Gelehrte voll Unruhe aus, „ich würde vor Verzweiflung umkommen, wenn dem so wäre."

Der arme Mann brach in Thränen aus und gab die unverkennbarsten Zeichen der größten Betrübniß.

Der Schwarze Hirsch sah sich genöthigt, ihn zu trösten.

„Nun, nun! faßt nur Muth, mein wackerer Herr," sagte er sanfter zu ihm, „den Teufel auch! vielleicht ist noch nicht Alles verloren."

„Ach, wenn ich ein so großes Unglück verschuldet hätte, so würde ich es nicht überleben."

„Kurz, was geschehen ist, ist geschehen! wir müssen uns drein finden," sagte der Trapper philosophisch, „ich werde darauf sinnen, wie man ihnen zu Hülfe kommen kann. Ich bin, Gott sei Dank! nicht so verlassen, wie man glauben könnte, ich hoffe in wenigen Stunden ohngefähr dreißig der besten Büchsen in der Prairie versammelt zu haben."

„Nicht wahr, Ihr werdet sie retten?"

„Ich werde wenigstens Alles, was mir möglich ist, thun, und wenn es Gott gefällt, wird mir es vielleicht gelingen."

„Das gebe Gott!"

„Amen!" sagte der Jäger und bekreuzigte sich fromm, „doch, hört, jetzt werdet Ihr in das Lager zurückkehren."

„Sogleich."

„Aber, nicht wahr, Ihr werdet keine Blumen wieder pflücken oder Blumen ausreißen?"

„Nein! ich schwöre es Euch! Verflucht sei die Stunde, wo ich angefangen habe zu botanisiren!" rief der Gelehrte mit komischer Verzweiflung aus.

„Nun gut! das ist also abgemacht; Ihr werdet die junge Dame und ihren Onkel beruhigen, ihnen anempfehlen, wachsam zu sein und im Fall eines Angriffs energischen Widerstand zu leisten, und ihnen sagen, daß sie bald würden Freunde zu ihrer Hülfe herbeieilen sehen!“

„Das werde ich ihnen sagen.“

„Gut, nun auf's Pferd und im Galopp nach dem Lager gejagt.“

„Schon gut! aber was werdet Ihr jetzt thun?“

„Kümmert Euch nicht um mich, ich werde nicht müssig bleiben, seht nur zu, daß Ihr sobald wie möglich wieder bei Eueren Freunden seid.“

„Ich werde in weniger als einer Stunde bei ihnen sein.“

„Guten Muth! und Glück auf den Weg! vor allen Dingen verzweifelt nicht!“

Der Schwarze Hirsch ließ den Zügel des Pferdes los, welchen er bisher gehalten und der Gelehrte sprengte im gestrecktem Galopp davon, wobei der gute Mann, der an diesen Schritt nicht gewöhnt war, große Mühe hatte, das Gleichgewicht zu behalten.

Der Trapper folgte ihm einen Augenblick mit den Augen, dann vertiefte er sich mit großen Schritten in den Wald.

Er war kaum zehn Minuten gegangen, als er Eusebio begegnete, der die Mutter Treuherz's ohnmächtig vor sich auf dem Sattel trug.

Diese Begegnung erschien dem Trapper wie ein Glückszufall, welchen er dazu benutzte, um den alten Spanier nach näheren Nachrichten von dem Jäger auszufragen, welche ihm der Greis sofort mittheilte.

Hierauf begaben sich die beiden Männer nach der Hütte des Trappers, von welcher sie nicht sehr entfernt waren und in welcher sie vorläufig die Mutter ihres Freundes unterbringen wollten.

V.

Das Bündniß.

Wir müssen jetzt zu Treuherz zurückkehren.

Nachdem der Jäger ohngefähr zehn Minuten vor sich hingegangen, ohne sich die Mühe zu nehmen, einen der unzähligen Fußpfade einzuschlagen, welche die Prairie durchkreuzen, blieb er stehen, stützte den Kolben seiner Flinte auf den Boden, lauschte den hundert Tönen der Wildniß, welche für Den, der an das Leben in den Prairien gewöhnt ist, alle eine Bedeutung haben, und als ihn wahrscheinlich der Erfolg seiner Beobachtung zufriedengestellt hatte, stieß er in drei gleichen Pausen das Geschrei einer Elster aus, welches er so vollkommen nachahmte, daß mehrere dieser Vögel, die im dichten Laub versteckt waren, ihm sogleich antworteten.

Kaum war der dritte Schrei in der Luft verhallt, als der bis dahin schweigsame, und, wie es schien,

einsame Wald, sich, wie durch einen Zauberschlag, belebte. „Hocus-Pocus 1-2-3“

Eine Menge Jäger, mit kräftigen Zügen und malerischen Kostüme erhoben sich von allen Seiten aus der Mitte des Gebüsches und Grases, wo sie sich versteckt gehalten, und bildeten augenblicklich einen dichten Kreis um den Jäger.

Der Zufall fügte es, daß die Ersten, welche Treuherz erblickte, der Schwarze Hirsch und Eusebio waren, welche nur wenige Schritte von ihm entfernt standen.

„O!“ rief er aus und reichte ihnen mit Wärme die Hand, „ich verstehe, meine Freunde, Dank, tausend Dank für Eueren herzlichen Beistand, aber doch bedarf ich, Gott sei Dank, Eurer Hülfe nicht mehr.“

„Um so besser,“ sagte der Schwarze Hirsch.

„So ist es Ihnen gelungen, sich aus den Händen jener verteufelten Rothhäute zu befreien?“ fragte der alte Diener theilnehmend.

„Redet nicht übel von den Comanchen,“ antwortete Treuherz lächelnd, „sie sind jetzt meine Brüder.“

„Sprecht Ihr im Ernst,“ sagte der Schwarze Hirsch lebhaft, „steht Ihr wirklich auf freundschaftlichem Fuße mit den Indianern?“

„Ihr werdet selbst darüber urtheilen, der Friede ist zwischen uns geschlossen, meine Freunde, wenn Ihr es erlaubt, werde ich Euch gegenseitig mit einander bekannt machen.“

„Nun, wahrhaftig! unter den obwaltenden Umständen konnte uns kein größeres Glück widerfahren,“ sagte der Schwarze Hirsch, „und da Ihr frei seid, so können wir uns mit Anderen beschäftigen, die jetzt in großer Gefahr schweben und Eurer Hülfe wahrscheinlich dringend bedürfen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Treuherz mit theilnehmender Neugier.

„Ich will damit sagen, daß Menschen, denen Ihr bei dem letzten Brande in der Prairie schon einen großen Dienst geleistet habt, in diesem Augenblicke von einer Räuberbande umringt sind, die, wenn es nicht schon geschehen ist, nicht zögern werden, sie anzugreifen.“

„Wir müssen ihnen zu Hülfe eilen!“ rief Treuherz mit einem Feuer, das er nicht unterdrücken konnte.

„Das ist, bei Gott! auch unsere Absicht, doch wollten wir Euch zuvor befreien, Treuherz, Ihr seid die Seele unserer Gesellschaft, ohne Euch, hätten wir nichts Rechtes vollbracht.“

„Ich danke Euch, meine Freunde, doch da ich jetzt, wie Ihr seht, frei bin, so hält uns nichts mehr zurück und wir werden sogleich aufbrechen.“

„Verzeiht,“ sagte der Schwarze Hirsch, „aber wir haben mit einem starken Feinde zu thun, die Piraten, welche wissen, daß sie auf keine Gnade zu hoffen haben, kämpfen wie Tiger; je zahlreicher wir daher sind, desto wahrscheinlicher werden wir siegen.“

„Das ist richtig! Doch, was wollt Ihr damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß, da Ihr in unserem Namen mit den Comanchen Frieden geschlossen habt, so wäre es möglich ...“

„Ihr habt, bei Gott, Recht, Schwarzer Hirsch,“ unterbrach ihn Treuherz eifrig, „daran dachte ich nicht; die indianischen Krieger werden es uns danken, wenn wir ihnen eine Gelegenheit bieten, ihre Tapferkeit zu zeigen, sie werden unser Unternehmen mit Freuden unterstützen, ich übernehme es, sie dazu zu bestimmen, folgt mir Alle, ich will Euch meinen neuen Freunden vorstellen.“

Die Trapper versammelten sich und bildeten eine ansehnliche Truppe von gegen vierzig Mann.

Man trug die Waffen, zum Zeichen des Friedens, verkehrt, und machte sich, den Schritten des Jägers folgend, auf den Weg nach dem Lager.

„Und meine Mutter?“ fragte Treuherz Eusebio bewegt.

„Sie ist in Sicherheit in der Hütte des Schwarzen Hirsches.“

„Wie geht es ihr?“

„Gut, doch sie ist voll Besorgniß,“ antwortete der Greis; „Ihre Mutter ist eine Frau, die nur mit dem Herzen lebt, sie besitzt einen großen Muth, die größten körperlichen Schmerzen rühren sie nicht, schon gedenkt sie nicht mehr der unmenschlichen Qualen, die sie ausgestanden.“

„Gott sei Dank! doch dürfen wir sie nicht länger in so tödtlicher Angst lassen; wo ist Euer Pferd?"

„In der Nähe hier versteckt."

„Sucht es und reitet zu meiner Mutter, Ihr werdet sie beruhigen und Euch dann Beide in der Höhle am Grünspan verstecken, wo sie vor jeder Gefahr sicher sein wird. Bleibt bei ihr. Die Höhle ist leicht zu finden, sie liegt nicht weit von dem Felsen des todten Büffels; wenn Ihr übrigens dort angekommen sein werdet, so könnt Ihr meine Rastreros in Freiheit setzen, ich lasse sie Euch, sie werden Euch geraden Weges hineinführen. Habt Ihr mich wohl verstanden?"

„Vollkommen."

„So eilet, wir haben das Lager erreicht, Eure Gegenwart hier ist überflüssig, indessen sie dort unentbehrlich ist."

„Ich gehe."

„Lebet wohl."

„Auf Wiedersehen."

Eusebio pfiff den Jagdhunden, nahm sie an die Leine fest, und nachdem er dem jungen Mann die Hand nochmals geschüttelt, verließ er ihn und bog rechts wieder in den Wald ein, indessen die Truppe der Jäger die Grenze der Lichtung erreichte, in welcher das indianische Lager aufgeschlagen war.

Die Comanchen bildeten in einiger Entfernung von den Außenwerken ihres Lagers einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte sich die Häuptlinge befanden.

Den Ankommenden zu Ehren hatten sie ihre besten Kleider angelegt und sich wie zum Kriege bemalt und bewaffnet.

Treuherz ließ seine Truppe halten, und indem er selbst allein weiter ging, entfaltete er ein Büffelfell, welches er flattern ließ.

Darauf verließ Adlerkopf die übrigen Häuptlinge und ging dem Jäger gleichfalls mit einem entfalteten Büffelfelle, zum Zeichen des Friedens entgegen.

Als sich die Männer einander bis auf drei Schritt genähert hatten, blieben sie stehen und Treuherz nahm das Wort:

„Der Herr des Lebens," sagte er, „lieset in unserem Herzen, er weiß, daß der Weg zwischen uns schön und eben ist, und die Worte, die unsere Brust athmet und unser Mund spricht, aufrichtig sind; die weißen Jäger kommen, um ihre rothen Brüder zu besuchen."

„Sie sollen uns willkommen sein," antwortete Adlerkopf herzlich und verneigte sich mit dem Adel und der majestätischen Anmuth, die den Indianern eigen ist.

Nach diesen Worten feuerten die Comanchen und die Jäger ihre Waffen in die Luft ab und stießen ein lautes Freudengeschrei aus.

Nun wurde alle Etiquette verbannt, die beiden Truppen mischten und verschmolzen sich so vollständig, daß sie in Kurzem nur noch Eine bildeten.

Indessen hatte Treuherz, der, nach dem, was ihm der Schwarze Hirsch mitgetheilt hatte, wohl wußte, wie kostbar die Zeit war, Adlerkopf bei Seite genommen und ihm ganz offen mitgetheilt, welchen Dienst er von seinem Stamme erwarte.

Der Häuptling lächelte bei dem Antrage.

„Mein Bruder soll befriedigt werden, er mag ein wenig warten.“

Hierauf verließ er den Jäger und ging zu den übrigen Häuptlingen zurück.

Bald darauf stieg der Ausrufer auf die Veranda einer Hütte und berief mit lauter Stimme die angesehensten Krieger zu einer Versammlung in die Berathungshütte.

Treuherz' Antrag fand allgemeinen Beifall; neunzig auserwählte Krieger, die Adlerkopf befehligte, wurden bezeichnet, um die Jäger zu begleiten und mit allen Kräften zum Erfolg des Unternehmens beizutragen.

Die Freude unter den Indianern war allgemein, als die Entscheidung der Häuptlinge bekannt gemacht wurde.

Die Verbündeten sollten sich bei Sonnenuntergang auf den Weg machen, um den Feind zu überrumpeln.

Man tanzte den großen Kriegstanz, mit allen, bei solchen Gelegenheiten üblichen Ceremonieen, den die Krieger mit den im Chor gesungenen Worten begleiteten:

„Herr des Lebens, sieh' mich mit günstigem Auge an.
Du hast mir den Muth verliehen, meine Adern zu öffnen.“

Als man im Begriff war, aufzubrechen, wählte Adlerkopf, welcher wußte, wie gefährlich der Feind sei, den man angreifen wollte, zwanzig Krieger aus, auf die er sich verlassen konnte, schickte sie als Kundschafter voraus und versah sie mit Scotté Wigwas, das heißt Baumrinde, damit sie im Fall sie Hülfe brauchten, sogleich Feuer anbrennen könnten.

Hierauf untersuchte er die Waffen der Krieger sorgfältig, und als er mit dem Resultate seiner Inspection zufrieden war, gab er das Zeichen zum Aufbruch.

Die Comanchen und Trapper schritten in indianischer Ordnung vor, und verließen unter der Führung ihrer Befehlshaber das Lager, unter den guten Wünschen und Ermahnungen ihrer Freunde, die ihnen bis zu den ersten Bäumen des Waldes das Geleit gaben.

Die kleine Armee bestand aus hundert und dreißig entschlossenen, gut bewaffneten Männern, deren Anführer vor keinem Hinderniß zurückschreckten, die keine Gefahr scheuten.

Es herrschte tiefe Finsterniß, der Mond, den dicke schwarze Wolken, die schwerfällig am Himmel hinzogen, von Zeit zu Zeit versteckten, gab nur einen matten, unbestimmten Schein, der, wenn er verschwand, den Gegenständen ein phantastisches Ansehen verlieh.

Der Wind blies stoßweise und fing sich mit dumpfem, klagendem Laut in den Schluchten.

Die Nacht war, mit einem Worte, eine solche, welche in der Geschichte der Menschheit dazu bestimmt

zu sein schien, Zeuge irgend einer düsteren Tragödie zu sein.

Die Krieger schritten schweigend vorwärts, sie glichen in der Dunkelheit einer Anzahl Schatten, die ihren Gräbern entstiegen sind und die sich beeilen, ein namenloses, von Gott verfluchtes Werk zu vollbringen, daß nur unter dem Schleier der Nacht geschehen kann.

Um Mitternacht wurde mit leiser Stimme Halt geboten.

Man lagerte sich und erwartete Nachricht von den Kundschaftern.

Jeder hüllte sich ein, so gut er konnte, legte sich hin, wo er stand, um beim ersten Zeichen bereit zu sein.

Es wurde kein Feuer angezündet.

Die Indianer verlassen sich auf ihre Kundschafter und stellen, wenn sie auf dem Kriegspfade sind, niemals Wachen aus.

Zwei Stunden verstrichen.

Das Lager der Mexikaner war höchstens drei Meilen entfernt; aber die Anführer wollten sich, ehe sie weiter vordrangen, überzeugen, daß der Weg frei sei; oder im Falle er nicht frei wäre, wie groß die Zahl der Feinde sei, die ihn versperrten und welchen Angriffsplan sie entworfen hätten.

In dem Augenblicke als Treuherz, der seine Ungeduld nicht mehr bezwingen konnte, sich anschickte, selbst auf Kundschaft auszugehen, ließ sich ein, anfangs kaum hörbares Rauschen, das aber bald mit großer

Schnelligkeit wuchs, im Gebüsch vernehmen und es erschienen zwei Männer.

Der erste war der Comanchen-Kundschafter, der andere der Doktor.

Der Zustand, in welchem sich der würdige Gelehrte befand, war erbärmlich.

Er hatte seine Perrücke verloren, seine Kleider hingen in Fetzen an seinem Leibe, sein schreckensbleiches Gesicht, kurz seine ganze Person trug offenbare Spuren von einem überstandenen Kampfe.

Als er zu Adlerkopf und Treuherz kam, fiel er auf das Gesicht und wurde ohnmächtig.

Man bemühte sich, ihn wieder in's Leben zurückzurufen.

VI.

Der letzte Sturm.

Die hinter den Verschanzungen aufgestellten Lanceros hatten die Piraten energisch empfangen.

Der General, den der Tod des Kapitains Aguilar erbittert hatte und der einsah, daß einem solchen Feinde gegenüber auf keine Gnade zu rechnen sei, hatte beschlossen, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen und lieber zu sterben, als in ihre Hände zu fallen.

Die Mexikaner waren Peons und Führer, auf welche man kaum rechnen konnte, und Frauen mit inbegriffen, nur siebzehn an der Zahl.

Die Piraten waren wenigstens dreißig Mann stark.

Es war mithin zwischen den Belagerern und Belagerten eine große Ungleichheit; doch vermöge der günstigen Lage der Verschanzungen, die sich auf der Höhe einer chaotischen Felsenmasse befanden, wurde

dieses Verhältniß ziemlich ausgeglichen und man konnte annehmen, daß sich die Kräfte beinahe gleich seien.

Der Hauptmann Waktheno hatte sich über die Schwierigkeiten des Angriffes, welchen er wagte, — Schwierigkeiten, die bei einem offenen Sturme unüberwindlich waren, — keinen Augenblick getäuscht und deshalb auf einen Ueberfall und besonders auf die Treulosigkeit Schwätzers gerechnet. Nur die Gewalt der Umstände und die Erbitterung, die er über die Verluste empfand, die ihm der Kapitain Aguilar verursacht hatte, konnte ihn bestimmen, einen Sturm zu wagen.

Aber nachdem sich die erste Hitze gelegt hatte und er sah, wie seine Leute, gleich reifen Früchten, rings um ihn fielen, ohne daß er sie rächen konnte, oder auch nur einen Fuß breit Terrain gewonnen hatte, entschloß er sich zwar nicht zum Rückzuge, doch dazu, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, in der Nacht einen Handstreich auszuführen, oder im schlimmsten Falle die Belagerten durch Hunger zu zwingen.

Er glaubte die Gewißheit zu haben, daß sie von keiner Seite Hülfe erwarten könnten, da die Indianer jeden Weißen stets für einen Feind halten und die Trapper und Jäger nicht geneigt sind, sich in Angelegenheiten zu mischen, die sie nichts angehen und man sonst in jenen Prairien keinem Menschen begegnet.

Sobald sein Entschluß gefaßt war, führte ihn der Hauptmann alsbald aus.

Er warf einen Blick um sich: die Lage der Dinge war noch immer dieselbe, trotz der übermenschlichen Anstrengungen, welche die Piraten machten, um die steile Anhöhe, die zu den Verschanzungen führte, zu erklimmen, waren sie doch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen.

Sobald sich ein Mann frei zeigte, schickte ihn eine mexikanische Kugel in den Abgrund.

Der Hauptmann gab das Zeichen des Rückzuges, das heißt, er ahmte das Bellen des Prairiehundes nach.

Der Kampf hörte sogleich auf.

Der Ort, der noch so eben das Geschrei der Kämpfenden und das Knallen der Schüsse belebt hatte, war plötzlich wieder von Schweigen umgeben.

Sobald die Menschen ihr Werk der Zerstörung eingestellt, begannen die Kondors, Geier und Urubus das ihre.

Den Piraten folgten die Raubvögel, das war in der Ordnung.

Ganze Schaaren Kondore, Geier und Urubus umkreis'ten die Leichen, auf welche sie mit gellendem Geschrei herniederstießen, eine reichliche und schreckliche Mahlzeit von Menschenfleisch hielten und zwar unter den Augen der Mexikaner, die sich aus den Verschanzungen nicht herauswagten und daher genöthigt waren, Zuschauer des scheußlichen Festes der wilden Thiere zu sein.

Die Räuber versammelten sich in einer Schlucht, wo sie sicher vor den Kugeln aus dem Lager waren und zählten sich.

Ihr Verlust war ungeheuer, von vierzig Mann waren nur noch neunzehn übrig.

Es waren einundzwanzig Mann in weniger als einer Stunde getödtet worden, mehr als die Hälfte der Truppe.

Die Mexikaner zählten, außer dem Kapitain Aguilar, weder Todte noch Verwundete.

Die Räuber wurden in Folge ihres Verlustes bedenklich.

Die Mehrzahl stimmte für den Rückzug und wollte dem Ertrage eines Unternehmens, das mit so viel Gefahr und so großen Hindernissen verbunden war, entsagen.

Der Hauptmann war noch muthloser als seine Begleiter.

Wenn er weiter keine Absicht gehabt hätte, als Gold und Diamanten zu erbeuten, so würde er seinen Plan ohne Bedenken aufgegeben haben, aber ein anderer, stärkerer Grund trieb ihn zum Handeln an und reizte ihn, das Abenteuer bis an's Ende zu bestehen, welches auch immer der Erfolg desselben sein möge.

Das Kleinod, nach welchem er trachtete, war ein unschätzbares, es war Donna Luz, dasselbe junge Mädchen, welches er schon ein Mal in Mexiko aus den Händen der Räuber befreit, und für welches er,

ohne daß sie es wußte, eine zügellose Leidenschaft empfand.

Er folgte ihr von Mexiko an, Schritt vor Schritt, und lauerte wie ein Raubthier auf die Gelegenheit, seine Beute zu fassen, für deren Besitz ihm kein Opfer zu groß, keine Schwierigkeit unüberwindlich, keine Gefahr zu drohend war.

Daher suchte er seine Piraten durch alle Mittel, die die Sprache einem leidenschaftlichen Herzen bietet, bei sich zurückzuhalten, ihren Muth zu beleben, sie endlich zu bewegen, noch einen Angriff zu wagen, ehe sie sich entfernten und das Unternehmen ganz aufgäben.

Es kostete ihm viel Mühe, um sie zu überzeugen. Wie es bei ähnlichen Gelegenheiten zu gehen pflegt, waren es auch hier die Tapfersten, welche getödtet worden waren; die noch Lebenden waren wenig geneigt, sich einem gleichen Schicksale auszusetzen.

Endlich gelang es dem Hauptmanne halb durch Drohungen, halb durch Versprechungen, ihnen das Zugeständniß zu entlocken, daß sie bis zum andern Tage bleiben und in der Nacht einen entscheidenden Ueberfall wagen wollten.

Nachdem die Räuber sich darüber geeinigt hatten, befahl Waktehno seinen Leuten, sich so gut wie möglich zu verstecken und sich besonders nicht ohne Befehl von der Stelle zu rühren, welche Bewegungen die Mexikaner auch unternehmen möchten.

Der Hauptmann hoffte, wenn sie sich nicht zeigten, den Belagerten glauben zu machen, daß die Piraten, abgeschreckt durch den ungeheuren Verlust, welchen sie erlitten, sich zum Rückzuge entschlossen und wirklich entfernt hätten.

Der Plan war gut genug ersonnen und führte in der That beinahe zu dem Resultate, welches der Hauptmann von demselben erwartet hatte

Der röthliche Schein des Abendhimmels malte die Gipfel der Bäume und Felsen mit seinen letzten Strahlen, der Abendwind erhob sich und kühlte die Luft ab, die Sonne verschwand eben am Horizonte hinter einem Schleier purpurner Nebel.

Nur das betäubende Geschrei der Raubvögel, welche noch immer ihr blutiges Fest hielten und sich mit wilder Gier um die Fetzen Fleisch stritten, die sie den Leichen abgerissen, unterbrach das allgemeine Schweigen.

Der General, den der traurige Anblick tief erschütterte, besonders wenn er daran dachte, daß der Kapitain Aguilar, der Mann, dessen heldenmüthige Aufopferung sie Alle gerettet hatte, derselben Entweihung ausgesetzt sei, beschloß, seine Leiche nicht zu verlassen, sondern dieselbe, koste es, was es wolle, zu holen und beerdigen zu lassen; als eine letzte Ehre, die er dem unglücklichen, jungen Manne, der nicht gezögert hatte, sich für ihn aufzuopfern, zu erweisen gedachte.

Donna Luz, der er sein Vorhaben mittheilte, hatte,

trotzdem sie die damit verbundene Gefahr einsah, nicht den Muth, ihn davon abzuhalten.

Der General wählte vier entschlossene Männer zu seiner Begleitung aus, erkletterte die Schanzen und ging mit ihnen nach der Richtung, wo die Leiche des unglücklichen Hauptmanns lag.

Die in dem Lager zurückgebliebenen Lanceros beobachteten die Ebene und hielten sich bereit, ihre kühnen Kameraden bei ihrem frommen Vorhaben zu unterstützen, im Fall man sie stören wolle.

Die in den Felsenspalten lauernden Räuber verloren keine ihrer Bewegungen, hüteten sich aber wohl, ihre Gegenwart zu verrathen.

Der General konnte daher die Pflicht, die er sich auferlegt hatte, ungestört erfüllen.

Die Leiche des jungen Mannes war nicht schwer zu finden.

Sie lag halb rückwärts gebogen am Fuße eines Baumes. In der einen Hand hielt er noch das Pistol, in der anderen den Machete, der zurückgeworfene Kopf, starre Blick und lächelnde Mund schien noch im Tode Denen, die ihn umgebracht hatten, zu trotzen.

Sein Körper war buchstäblich mit Wunden bedeckt; doch hatten ihn die Raubvögel durch einen seltsamen Zufall, den der General mit Freuden bemerkte, bis dahin verschont.

Die Lanceros legten die Leiche auf ihre gekreuzten Flinten und eilten im Sturmschritt in das Lager zurück.

Der General folgte ihnen in geringer Entfernung und beobachtete und überwachte das Dickicht und die Gebüsche.

Es regte sich nichts, die größte Ruhe herrschte allenthalben, die Räuber waren verschwunden und hatten keine andere Spur hinterlassen als ihre Todten, die sie verlassen zu haben schienen.

Der General gab sich der Hoffnung hin, daß sich seine Feinde zurückgezogen hätten und seufzte erleichtert.

Die Nacht brach mit gewohnter Schnelligkeit herein, alle Blicke waren aufmerksam auf die Lanceros, die ihren todten Offizier trugen, gerichtet: Niemand sah, daß zwanzig Schatten schweigend über die Felsen glitten und sich allmälig dem Lager näherten, sich in der Nähe desselben auf die Lauer legten und dessen Vertheidiger mit glühenden Blicken maßen.

Der General ließ die Leiche auf ein Ruhebett legen, welches in der Eile errichtet worden war, nahm ein Grabscheit und schickte sich an, das Grab, das den jungen Mann aufnehmen sollte, selbst zu graben.

Alle Lanceros schaarten sich um dasselbe und lehnten sich auf ihre Waffen.

Der General entblößte sein Haupt, nahm ein Gebetbuch zur Hand und las das Todtenamt mit lauter Stimme vor, auf welches seine Nichte und die Anwesenden mit Andacht die Respensorien gaben.

Es lag in dieser einfachen, inmitten der Wildniß abgehaltenen Feier, welcher sich die tausend Töne der

Prairie im Gebete anzuschließen schienen, etwas Großartiges und Rührendes.

Angesichts jener großartigen Natur schien der Geist Gottes sichtbar zu walten.

Der Greis mit dem weißen Haare, der über der Leiche eines Jünglings, beinahe noch eines Knaben, das Todtenamt hielt, indessen ihn das junge Mädchen und traurige, in Gedanken verlorene Soldaten, denen vielleicht bald ein gleiches Schicksal beschieden war, die aber ruhig und ergeben für Denjenigen beteten, der geendet hatte, umstanden; das feierliche Gebet, das in der Nacht und von dem Abendwinde, der rauschend durch das Laub der Bäume strich, begleitet, zum Himmel aufstieg, erinnerte an die ersten Zeiten des Christenthums, wo der verfolgte und flüchtige Gläubige sich in die Wildniß zurückzog, um Gott näher zu sein.

Die heilige Handlung ward durch Nichts unterbrochen.

Nachdem alle Anwesenden noch einen letzten, traurigen Abschied von dem Todten genommen, ward er, in seinen Mantel gehüllt, in die Gruft gesenkt; man legte seine Waffen neben ihn und schüttete das Grab zu.

Bald bezeichnete nur noch eine leichte Erderhöhung die auch in Kurzem verschwinden würde die Stelle, wo die Leiche eines Mannes, dessen ungekannter Heldenmuth Diejenigen, die ihm die Sorge für ihr Wohl anvertraut hatten, durch ein großmüthiges Opfer gerettet, für die Ewigkeit ruhte.

Die Anwesenden trennten sich mit dem Versprechen, den Todten entweder zu rächen, oder vorkommenden Falls wie er zu sterben.

Die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen.

Nachdem der General noch eine Runde gemacht und sich überzeugt hatte, daß die Wachen auf ihrem Posten wären, wünschte er seiner Nichte eine gute Nacht und lagerte sich auf dem Boden quer vor dem Eingange des Zeltes derselben.

Es verstrichen drei Stunden in der größten Ruhe.

Plötzlich erkletterten gegen zwanzig Mann, lautlos wie eine Truppe Dämone, die Befestigungen, und ehe die, von dem unerwarteten Angriffe überraschten Wachen, den geringsten Widerstand leisten konnten, wurden sie gefaßt und umgebracht.

Das Lager der Mexikaner war von den Räubern besetzt und Mord und Plünderung folgten ihnen auf dem Fuße.

VII.

Der Kampf.

Die Piraten wütheten wie Schakale im Lager umher, heulten und schwangen ihre Waffen.

Sobald sie das Lager besetzt hatten, ließ der Hauptmann seine Leute nach Gefallen plündern und morden. Ohne sich weiter um sie zu kümmern, war er nach dem Zelte geeilt.

Hier wurde ihm aber der Weg versperrt. Der General hatte sieben bis acht Mann um sich versammelt, welche die Räuber ohne Furcht erwarteten und entschlossen waren, eher ihr Leben zu lassen, als zuzugeben, daß Einer jener Elenden seine Nichte anrühre.

Der Hauptmann zögerte einige Augenblicke, als er den alten Soldaten erblickte, der mit blitzenden Augen da stand und in der einen Hand eine Pistole, in der andern einen Säbel hielt.

Aber dieses Zögern dauerte nur einen Augenblick

und er rief mit seinem Feldgeschrei ohngefähr zehn Mann an seine Seite.

„Platz da," sagte er, sein Machete schwingend.

„Ihr scherzt," antwortete der General und biß wüthend auf seinen Schnurrbart.

Die zwei Männer drangen auf einander ein, ihre Leute folgten ihrem Beispiel, der Tumult ward allgemein.

Nun begann ein fürchterlicher, unbarmherziger Kampf zwischen den Männern, welche wußten, daß sie keine Gnade zu erwarten hätten.

Jeder suchte tödtliche Streiche zu versetzen, ohne daran zu denken sich derer, die nach ihm geführt, zu erwehren, und war zufrieden, wenn er im Tode seinen Gegner mit in's Verderben reißen konnte.

Die Verwundeten versuchten, sich wieder aufzurichten, um denen, die noch kämpften, ihren Dolch in den Leib zu stoßen.

Das entsetzliche Handgemenge konnte nicht lange dauern, alle Lanceros wurden hingeschlachtet, der General zu Boden geworfen und von dem Kapitain, der sich auf ihn warf, mit seinem Gürtel gefesselt, um ihm jeden ferneren Widerstand unmöglich zu machen.

Der General hatte nur leichte Wunden erhalten, welche kaum in das Fleisch gedrungen waren.

Der Kapitain hatte ihn aus gewissen, nur ihm bekannten Gründen, während des Kampfes glücklich

geschützt, indem er die Schläge, welche die Räuber nach ihm führten, mit seinem Machete auffing.

Er wollte seinen Feind lebend in seiner Gewalt haben, und dies war ihm gelungen.

Zwar waren alle Mexikaner gefallen, aber der Sieg kam den Piraten theuer zu stehen, da sie mehr als die Hälfte der Ihrigen verloren hatten.

Der Neger des Generals, der sich aus einem jungen Baumstamme eine ungeheure Keule gefertigt, mit welcher er die Unvorsichtigen, die sich in seine Nähe wagten, schonunglos niederschlug und die er mit ungewöhnlicher Gewandtheit handhabte, hatte den Bemühungen Derer, die sich seiner bemächtigen wollten, lange getrotzt.

Endlich war es gelungen, ihm den Lasso umzuwerfen, worauf man ihn, halb erwürgt, zu Boden warf; aber der Kapitain hatte ihm in dem Augenblicke, als schon ein Räuber den Arm erhob, um ihn zu morden, das Leben gerettet.

Sobald der Kapitain sah, daß es dem General unmöglich gemacht worden war, sich zu rühren, stieß er ein Freudengeschrei aus und sprang, ohne daran zu denken, das Blut, welches aus zwei Wunden, die er erhalten, floß, zu stillen, wie ein Tiger über den Leib seines ohnmächtigen Feindes, der sich hilflos zu seinen Füßen krümmte, in das Zelt.

Es war leer.

Donna Luz war verschwunden.

Der Kapitain war wie vom Donner gerührt!

Was konnte aus dem jungen Mädchen geworden sein?

Das Zelt war klein und beinahe leer, es war unmöglich sich in demselben zu verstecken.

Ein halb eingerissenes Bett bewies, daß Donna Luz zur Zeit des Ueberfalls ruhig geschlafen hatte.

Sie war verschwunden wie eine Sylphide und hatte keine Spur ihrer Flucht hinterlassen.

Diese Flucht blieb dem Kapitain unerklärlich, denn das Lager war von allen Seiten zugleich besetzt worden.

Wie war es denkbar, daß ein junges Mädchen, nachdem sie aus dem Schlafe aufgeschreckt worden, Kühnheit und Geistesgegenwart genug besitzen würde um so spurlos zu entfliehen und unerkannt durch die Reihen der Sieger zu dringen, die alle Ausgänge besetzt hielten?

Der Kapitain bemühte sich vergeblich dieses Räthsel zu lösen.

Er stampfte wüthend mit dem Fuße auf den Boden, untersuchte alle Ballen, die der Flüchtigen hätten als vorläufiges Versteck dienen können, mit der Spitze seines Dolches, doch Alles vergebens.

Als er endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß seine Nachforschungen im Zelte erfolglos bleiben würden, stürzte er hinaus und spähte wie ein Raubthier umher, indem er überzeugt war, daß, wenn es ihr

durch ein Wunder gelungen, sich zu flüchten, es nicht schwer sein könnte, sie allein, des Nachts, halb angekleidet und in der Wildniß umherirrend, zu entdecken.

Indessen fuhr man fort, mit Eifer und einer gewissen Ordnung in der Unordnung, die den praktischen Kenntnissen der Piraten alle Ehre machte, zu plündern.

Die Sieger, die durch das Morden und Rauben ermüdet, schlitzten die mit Mezcal gefüllten Schläuche mit dem Dolche auf und ließen dem Blutbade eine Orgie folgen.

Plötzlich ließ sich in einiger Entfernung ein durchdringendes gewaltiges Geschrei vernehmen und ein prasselnder Kugelregen fiel auf die Piraten herab.

Diese, ihrerseits überrascht, eilten zu ihren Waffen und suchten sich zu ordnen.

Die Lage der Piraten war eine kritische.

Der Kapitain, den die Gefahr, die seinen Leuten drohte, wieder zu sich selbst brachte, gab widerstrebend die fruchtlosen Nachforschungen, die er unternommen hatte, auf, sammelte seine Mannschaft um sich, ließ die beiden einzigen Gefangenen, die er gemacht, nämlich den General und dessen schwarzen Diener forttragen und die, bei einem solchen Ueberfall, wie demjenigen der Verbündeten, unvermeidliche Verwirrung geschickt benutzend, befahl er seinen Männern, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen, um den Streichen ihrer Gegner um so leichter zu entgehen.

Nachdem sie eine Salve auf kurze Entfernung auf die Angreifer abgefeuert, welche dieselben einen Augenblick stutzig machte, flohen die Räuber wie eine Schaar Aasgeier und verloren sich in der Nacht.

Doch unterließ der Kapitain, der, um den Rückzug zu decken, zuletzt kam, nicht, noch im Fliehen, indem er an den Felsen herabglitt, so viel es ihm in der Schnelligkeit seiner Flucht möglich war, nach den Spuren des jungen Mädchens umherzuspähen, er konnte jedoch nichts entdecken.

Der enttäuschte Hauptmann entfernte sich, bitteren Groll im Herzen und sann auf die grausamste Rache.

Treuherz war durch den indianischen Kundschafter, ganz besonders aber durch die Erzählung des Doktors, von dem gegen das Lager beabsichtigten Ueberfall in Kenntniß gesetzt und hatte sich sogleich aufgemacht, um den Mexikanern so schnell wie möglich zu Hülfe zu kommen.

Unglücklicher Weise waren die Trapper und Comanchen, trotz der Schnelligkeit ihres Marsches, zu spät gekommen, um die Karavane zu retten.

Als die Anführer der Truppe sich von der Flucht der Piraten überzeugt hatten, eilten Adlerkopf und seine Krieger, sie zu verfolgen.

Treuherz, der allein Herr des Lagers geblieben war, ordnete ein allgemeines Treiben unter den benachbarten Bäumen und in dem hohen Grase an, welches die Banditen nicht Zeit gehabt, gründlich zu untersuchen, denn sie waren kurz, nachdem sie von

dem Lager Besitz genommen, aus demselben vertrieben worden.

Das Treiben führte zur Entdeckung Phöbe's, der jungen Dienerin der Donna Luz und zweier Lanceros die sich in dem hohlen Stamme eines Baumes versteckt hatten, und welche unter der Führung des Schwarzen Hirsches, der sich vergeblich bemühte, sie zu beruhigen, mehr todt als lebendig zum Vorschein kamen.

Die armen Teufel glaubten in den Händen der Räuber zu sein und Treuherz konnte ihnen nur mit großer Mühe begreiflich machen, daß die Leute, die sie sähen, Freunde seien, welche zwar zu spät gekommen seien, um ihnen zu helfen, ihnen aber kein Leid zufügen wollten.

Sobald sie sich hinlänglich gefaßt hatten und wieder etwas zur Besinnung gekommen waren, ging Treuherz mit ihnen in das Zelt und bat sie um einen genauen Bericht über die Ereignisse der letzten Stunde.

Die junge Mestize hatte, sobald sie sah, wer vor ihr stand und übrigens Treuherz wieder erkannte, ihre ganze Dreistigkeit gefunden und ließ sich nicht lange bitten, zu plaudern; in wenigen Minuten hatte sie dem Jäger die Schrecknisse, von denen sie Zeuge gewesen war, mitgetheilt.

„Also," fragte dieser, „der Kapitain Aguilar ist getödtet worden?"

„Ja, leider!" antwortete das junge Mädchen und

stieß bei der Erinnerung an den unglücklichen Offizier einen Seufzer aus.

„Und der General?“ fuhr der Jäger fort.

„Ach, der General!“ sagte die Mestize eifrig, „der hat sich gewehrt wie ein Löwe, erst nach einem heldenmüthigen Widerstande ist er gefallen.“

„Ist er todt?“ fragte Treuherz mit schmerzlicher Rührung.

„O nein!“ antwortete sie schnell, er ist nur verwundet, ich habe ihn von den Räubern vorbeitragen sehen, ich glaube, daß seine Wunden unbedeutend sind, so gut haben ihn die Ladrones während des Kampfes geschont.“

„Um so besser,“ sagte der Jäger, und senkte gedankenvoll den Kopf, dann fügte er nach einiger Zeit und mit einem leisen Beben der Stimme hinzu: „Was ist aus Eurer jungen Herrin geworden?“

„Meine Gebieterin? Donna Luz?“

„Ja, Donna Luz, so glaube ich, heißt sie; ich gäbe viel darum, wenn ich Nachrichten von ihr erhielte und sie in Sicherheit wüßte.“

„Ja das ist sie, da sie sich in Ihrer Nähe befindet,“ sagte eine melodische Stimme.

Und Donna Luz erschien, zwar noch blaß, in Folge der heftigen Erschütterungen, welche sie überstanden, aber ruhig, mit lächelndem Munde und blitzendem Auge.

Die Anwesenden konnten sich einer Bewegung des

Erstaunens nicht erwehren, als das junge Mädchen so plötzlich zum Vorschein kam.

„Gott sei Dank!“ sagte der Jäger, „so ist unser Beistand doch nicht ganz nutzlos gewesen.“

„Nein,“ sagte sie freundlich, dann fügte sie traurig und mit betrübter Miene hinzu; „jetzt, wo ich Denjenigen, der Vaterstelle bei mir vertrat, verloren habe, komme ich, um Ihren Schutz zu bitten, Caballero.“

Er gehört Ihnen, Fräulein,“ sagte er mit Wärme, „was Ihren Onkel betrifft, so rechnen Sie auf mich, er soll Ihnen wiedergegeben werden, und sollte ich das Unternehmen mit meinem Leben bezahlen; Sie wissen,“ fügte er hinzu, „daß ich Ihnen nicht erst seit heute ergeben bin.“

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, wünschte man zu wissen, wie es dem jungen Mädchen gelungen, sich den Nachforschungen der Räuber zu entziehen.

Donna Luz erzählte einfach, wie es sich zugetragen.

Das junge Mädchen hatte sich völlig angekleidet auf das Lager geworfen, weil sie eine geheime Ahnung gehabt, daß sie auf ihrer Hut sein müsse.

Sie war bei dem Geschrei der Piraten entsetzt aufgesprungen und hatte auf den ersten Blick gesehen, daß Flucht unmöglich sei.

Als sie einen rathlosen Blick um sich warf, sah sie einige Kleidungsstücke, welche eilig in eine Hängematte geworfen worden und darüber hinweghingen.

Da durchfuhr sie wie ein Blitz ein Gedanke, der ihr wie eine Eingebung von Oben erschien.

Sie kroch unter die Kleider, schmiegte sich so eng wie möglich zusammen und versteckte sich in der Hängematte, ohne die Unordnung der Kleider zu stören.

Gott hatte es gefügt, daß der Räuberhauptmann, als er überall umhersuchte, nicht daran dachte, in die Hängematte, welche leer zu sein schien, zu greifen.

Dieser Zufall hatte sie gerettet, doch war sie eine volle Stunde so zusammengebückt und in unbeschreiblicher Todesangst in der Hängematte geblieben.

Die Ankunft der Jäger und die Stimme Treuherz's, welche sie sogleich erkannte, hatte ihr wieder einige Hoffnung gegeben, sie war aus ihrem Versteck hervorgekommen und hatte den günstigen Augenblick um sich zu zeigen, ungeduldig erwartet.

Die Jäger waren von der einfachen und doch so rührenden Erzählung entzückt, sie wünschten dem jungen Mädchen wegen ihres Muthes und ihrer Geistesgegenwart, durch die sie allein gerettet worden war, aufrichtig Glück.

Nachdem im Lager wieder einige Ordnung hergestellt worden war, verfügte sich Treuherz zu Donna Luz.

„Señora," sagte er, „der Tag wird bald anbrechen; sobald sie einige Stunden geruht haben werden, will ich Sie zu meiner Mutter bringen, die eine ehrwürdige Frau ist; sie wird Sie, sobald sie Ihre Bekanntschaft gemacht haben wird, wie eine Tochter lieben,

das bin ich überzeugt, dann, wann Sie erst in Sicherheit sind, werde ich mir es angelegen sein lassen, Ihnen Ihren Onkel zurückzugeben."

Er verneigte sich, ohne die Danksagungen des jungen Mädchens abzuwarten, ehrerbietig vor ihr und verließ das Zelt.

Als er verschwunden war, seufzte Donna Luz und sank gedankenvoll auf einen Sessel.

VIII.

Die Höhle am Grünspan.

Seit den, im vorigen Kapitel mitgetheilten, Ereignissen waren zwei Tage vergangen.

Wir führen den Leser, Nachmittag zwischen drei und vier Uhr, in die von Fröhlich entdeckte Grotte, in welcher Treuherz sich am liebsten aufhielt.

Das Innere der Höhle war durch zahlreiche Fackeln von dem Holze, welches die Indianer Lichterholz nennen, erhellt, welche in gemessenen Entfernungen an den Felswänden befestigt waren, und bot den Anblick eines Zigeuner- oder Räuberlagers, je nach der Anschauungsweise des Fremden, den der Zufall dorthin geführt hatte.

Gegen vierzig Trapper und Comanchen-Krieger waren hier und da verstreut, einige schliefen oder rauchten, wieder andere putzten ihre Waffen, oder besserten ihre Kleider aus, einige kauerten vor zwei bis

drei Feuern, über denen Kessel hingen, in welchen ungeheure Stücken Wildpret brieten, und bereiteten die Mahlzeit für ihre Gefährten.

An jedem Ausgange der Grotte standen zwei Wachen, die unbeweglich, aber mit gespanntem Ohre und aufmerksamem Blicke, schweigend über der allgemeinen Sicherheit wachten.

In einem, durch einen vorspringenden Felsen getrennten Raume, saßen zwei Frauen und ein Mann auf Stühlen, welche grob mit dem Beile aus Holz gehauen waren und unterhielten sich mit leiser Stimme.

Die beiden Frauen waren Donna Luz und Treuherz' Mutter, der Mann, welcher sie betrachtete, indem er seine Cigarette von Reisstroh rauchte und sich zuweilen durch einen Ausruf des Erstaunens, der Bewunderung, oder der Freude, an der Unterhaltung betheiligte, war Eusebio, der alte spanische Diener, den wir im Laufe der Erzählung oft erwähnt haben.

Am Eingange dieses Raumes, der eine Art Stube bildete, die von der Höhle getrennt war, ging ein anderer Mann mit den Händen auf dem Rücken auf und ab und pfiff eine Melodie zwischen den Zähnen, die er wahrscheinlich im Momente selbst erfand.

Der Mann war der Schwarze Hirsch.

Treuherz, Adlerkopf und Fröhlich waren abwesend.

Die Unterhaltung der beiden Frauen schien sie lebhaft zu interessiren. Die Mutter des Jägers wechselte mit ihrem alten Diener, der seine Cigarette hatte aus-

gehen lassen, sie aber trotzdem im Munde behielt, oft bedeutsame Blicke.

„Ach!" sagte die alte Dame, indem sie die Hände faltete und andächtig gen Himmel blickte, „wie sichtbar ist in Dem Allen die Fügung Gottes."

„Ja," antwortete Eusebio mit Ueberzeugung, „er hat Alles wohl gemacht."

„Und, sagen Sie mir, Liebchen, hat Ihr Onkel, der General, während der zwei Monate, wo Sie auf der Reise sind, niemals entweder in Worten, oder in Thaten, oder durch sonstige Zeichen verrathen, welches der Zweck seines Unternehmens sei?"

„Niemals!" antwortete Donna Luz.

„Das ist sonderbar," murmelte die alte Dame.

„In der That sonderbar," wiederholte Eusebio, der noch immer seine erloschene Cigarre fortrauchte.

„Aber," fuhr Treuherz' Mutter fort, „womit hat er sich denn eigentlich, seit seiner Ankunft in den Prairien beschäftigt? verzeihen Sie diese Fragen, liebes Kind, die Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen werden, die ich aber nicht aus Neugierde an Sie richte, Sie werden mich einst verstehen und dann begreifen, daß ich nur durch die herzliche Theilnahme, die Sie mir einflößen, bewogen wurde, Sie auszufragen."

„Das bezweifle ich nicht, Señora," antwortete Donna Luz mit lieblichem Lächeln, „ich werde Ihnen auch ohne Umschweife antworten: Mein Onkel war, seit unserer Ankuuft in den Prairien, traurig und

nachdenklich, er suchte die Gesellschaft der Männer, die mit dem Leben in der Wildniß vertraut sind; wenn er einem begegnete, so konnte er ihn Stundenlang ausfragen und sich mit ihm unterhalten.“

„Und was fragte er ihn, mein Kind, können Sie sich dessen erinnern?“

„Ach Gott, nein! Señora,“ antwortete das junge Mädchen leicht erröthend, „ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich auf jene Unterredungen wenig geachtet habe, welche ich von geringem Interesse für mich glaubte. Ich armes Kind, dessen Leben bis jetzt trübe und einförmig vergangen ist und das die Welt nur durch das Gitter meines Klosters erblickt hatte, bewunderte die großartige Natur, die wie durch Zauberei um mich erstanden war, ich konnte alle die Wunder nicht genug betrachten und den Schöpfer anbeten, dessen Allmacht mir plötzlich offenbar wurde.“

„Das ist wahr, liebes Kind, verzeihen Sie meine Fragen, die Sie ermüden und deren Zweck Sie nicht begreifen können,“ sagte die gute Dame und küßte sie auf die Stirn, „wir wollen, wenn Sie es wünschen, von Etwas anderem sprechen.“

„Wie es Ihnen beliebt, gnädige Frau,“ antwortete das junge Mädchen und erwiderte ihren Kuß, „es macht mich glücklich, mit Ihnen sprechen zu können, und welchen Gegenstand Sie auch zu unserer Unterhaltung wählen, ich werde stets mit großem Interesse Theil daran nehmen.“

„Aber wir schwatzen und schwatzen, und denken gar nicht an meinen armen Sohn, der seit heute Morgen abwesend ist und der doch, nach dem, was er mir sagte, schon wieder da sein müßte."

„Wenn ihm nur Nichts zugestoßen ist!" rief Donna Luz erschrocken aus.

„Sie nehmen wohl viel Antheil an ihm?" fragte die alte Dame lächelnd.

„Ach! gnädige Frau," sagte sie bewegt und erröthete tief, „wie könnte es anders sein, nach den Diensten, die er uns schon erwiesen und, das bin ich überzeugt, noch erweisen wird?"

„Mein Sohn hat Ihnen versprochen, Ihren Onkel zu befreien, sie können sicher sein, daß er sein Wort halten wird."

„Ja, das bezweifle ich nicht! welch' edles und großes Herz!" rief sie begeistert, „mit wie großem Recht heißt er Treuherz!"

Die alte Dame und Eusebio betrachteten sie lächelnd, sie freuten sich über das Entzücken des jungen Mädchens.

Donna Luz bemerkte die Aufmerksamkeit, mit der man sie betrachtete, und hielt verlegen und noch mehr erröthend inne.

„Mein Kind!" sagte die alte Dame und ergriff ihre Hand, „fahren Sie nur fort, ich bin sehr erfreut, Sie so von meinem Sohne sprechen zu hören, ja," fügte sie traurig und wie zu sich selbst redend hinzu,

„er hat ein großes und edles Herz! — Wie alle auserwählten Naturen, wird er verkannt; aber Geduld, Gott prüft ihn, ein Tag wird kommen, wo man ihm vor Aller Augen wird Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Ist er unglücklich?“ fragte das junge Mädchen schüchtern.

„Das will ich nicht behaupten, mein Kind,“ antwortete die arme Mutter mit einem unterdrückten Seufzer, „wer könnte sich auf Erden rühmen, glücklich zu sein? es hat Jeder seine Leiden, die er ertragen muß, der Höchste mißt das Maaß derselben nach unseren Kräften.“

Es entstand einige Bewegung in der Grotte; mehre Männer traten ein.

„Hier kommt Ihr Sohn, Señora,“ sagte der Schwarze Hirsch.

„Ich danke Euch, mein Freund,“ antwortete sie.

„Ach! desto besser!“ sagte Donna Luz und stand erfreut auf.

Doch bald ließ sich das junge Mädchen, beschämt über diese unüberlegte Bewegung, verlegen und erröthend wieder auf ihren Sessel nieder.

In der That war Treuherz gekommen, doch war er nicht allein. Fröhlich, Adlerkopf und mehre Trapper begleiteten ihn.

Sobald er die Höhle betreten hatte, ging er nach dem besonderen Raume, in welchem sich seine Mutter aufhielt, küßte sie auf die Stirne und wandte sich

dann mit einer gewissen Verlegenheit, die ihm nicht natürlich war und die von der alten Dame bemerkt wurde, zu Donna Luz, welche er grüßte.

Das junge Mädchen erwiderte seinen Gruß mit gleicher Befangenheit.

„Nun," sagte er mit heiterer Miene, „haben sich meine edlen Gefangenen, während meiner Abwesenheit recht gelangweilt? Die Zeit muß Ihnen in der Grotte schrecklich lang geworden sein; verzeihen Sie mir, Donna Luz, daß ich Sie in diese abscheuliche Wohnung eingesperrt habe, da Sie doch gewöhnt sind, nur in kostbaren Palästen zu wohnen, es ist leider die prachtvollste meiner Residenzen."

„Ich fühle mich bei der Mutter Dessen, der mir das Leben gerettet, so glücklich, als lebte ich in dem Palaste einer Königin," sagte das junge Mädchen mit Adel, „welches auch der Ort ist, den sie bewohnt."

„Sie sind sehr freundlich, Señorita," stammelte der Jäger, „Sie beschämen mich wirklich."

„Nun, mein Sohn," unterbrach ihn die alte Dame, in der offenbaren Absicht, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, da sie anfing den jungen Leuten etwas schwer zu fallen, „was hast Du heute gethan? Bringst Du uns gute Nachrichten? Donna Luz lebt über das Schicksal Ihres Onkels in der größten Besorgniß, sie brennt vor Verlangen, ihn wiederzusehen."

„Ich begreife die Sorge der Señora," antwortete der Jäger, „und hoffe, sie bald beruhigen zu können,

wir haben heute nicht viel ausgerichtet, indem es uns unmöglich war, die Spur der Räuber aufzufinden. Man möchte sterben vor Aerger. Glücklicherweise sind wir bei unserer Rückkehr, wenige Schritte vor der Höhle, dem Doktor begegnet, der nach seiner löblichen Gewohnheit in den Felsenspalten nach Pflanzen suchte, er hat uns gesagt, daß er einen verdächtig aussehenden Mann gesehen habe, der sich in der Nähe herumtrieb. Wir haben uns gleich aufgemacht, ihn zu verfolgen und haben in der That einen Menschen entdeckt, den wir gefangen genommen und mit gebracht haben."

„Wie Sie sehen," sagte Donna Luz mit scherzhaft schmollender Miene, „es ist doch zu Etwas gut, wenn man Pflanzen sucht! Der vortreffliche Doktor hat Ihnen, wie es scheint, einen großen Gefallen erwiesen."

„Ohne es zu wollen," sagte Treuherz lachend.

„Ich sage nicht, nein," fuhr das junge Mädchen neckend fort, „doch bleibt es immer ein Gefallen, und Sie haben ihn den Pflanzen zu verdanken."

„Das Pflanzensuchen hat sein Gutes, daß muß ich zugeben, doch hat jedes Ding seine Zeit und, ohne dem Doktor einen Vorwurf machen zu wollen, muß man doch gestehen, daß er seine Zeit dazu nicht immer günstig gewählt hat."

Trotz des ernsten Sinnes, der diesen Worten zum Grunde lag, konnten doch die Anwesenden nicht umhin, auf Unkosten des unglücklichen Gelehrten, zu lachen.

„Erlauben Sie," sagte Donna Luz, „ich kann nicht zugeben, daß man sich über meinem armen Doktor lustig mache, er ist durch den herben Kummer, der seit dem Unglückstage an ihm nagt, für seine Vergeßlichkeit genug gestraft."

„Sie haben Recht, Señora, ich werde davon schweigen; nur bitte ich um die Erlaubniß, Sie zu verlassen, meine Gefährten sind halbtodt vor Hunger, die wackeren Leute warten auf mich, um ihre Mahlzeit zu halten."

„Aber," sagte Eusebio, „was wollen Sie mit dem Manne anfangen, den Sie gefangen genommen haben?"

„Ich weiß es jetzt noch nicht, sobald ich gegessen habe, werde ich ihn ausfragen, seine Antworten werden mich wahrscheinlich bestimmen, was ich zu thun habe."

Die Kessel wurden vom Feuer genommen, das Wildpret wurde zerschnitten, und Trapper und Indianer setzten sich brüderlich nebeneinander und aßen mit gutem Appetit.

Die Damen wurden in ihrem Zimmer allein von Eusebio bedient, der die wichtigen Pflichten eines Haushofmeisters mit einer Sorgfalt und Würde erfüllte, die eines besseren Schauplatzes werth gewesen wären.

Der Mann, der in der Nähe der Höhle gefangen genommen worden war, wurde der Obhut zweier handfesten Trapper übergeben, die bis an die Zähne be-

waffnet waren und kein Auge von ihm verwandten, doch schien der Mensch durchaus nicht die Absicht zu haben, sich zu flüchten, er sprach im Gegentheile den Speisen tapfer zu, die man so aufmerksam gewesen, ihm vorzusetzen.

Sobald die Mahlzeit beendet war, zogen sich die Häuptlinge zurück und unterhielten sich einige Minuten mit leiser Stimme.

Dann wurde der Gefangene, auf Treuherz' Befehl, vorgeführt und man schickte sich an, zum Verhöre zu schreiten.

Der Mann, den man bisher nicht angesehen hatte, wurde augenblicklich erkannt, sobald er sich vor den Anführern befand.

„Der Hauptmann Waktehno!" murmelte Treuherz überrascht.

„Ich selbst, meine Herren," antwortete der Räuber ironisch und hochmüthig, „was haben Sie mich zu fragen? ich bin bereit zu antworten."

IX.

Diplomatie.

Es gehörte von Seiten des Hauptmannes eine unerhörte Dreistigkeit dazu, sich, nach dem, was vorgefallen war, ohne die Möglichkeit eines Widerstandes, in die Hände zu geben, die nicht verfehlen konnten, sich hart an ihm zu rächen.

Die Jäger waren auch über den Schritt des Hauptmannes entsetzt und begannen zu fürchten, daß Verrath dahinter stecke, besonders, wenn sie an die Bedeutung des, von dem Hauptmann ergriffenen Mittels dachten.

Sie sahen sehr wohl ein, daß sie ihn nur gefangen genommen hatten, weil er sich hatte wollen fangen lassen, und daß er einen wichtigen Grund haben müsse, weshalb er also handelte, besonders nachdem er sich bemüht, seine Spur vor Aller Augen zu verbergen, und einen so versteckten Zufluchtsort gefunden hatte,

daß selbst die Indianer, die feinen Spürhunde, die sonst nichts irre führen konnte, es aufgegeben hatten, ihn länger zu suchen.

Was trieb ihn an, sich mitten unter seine ärgsten Feinde zu wagen? Welcher wichtige Grund hatte ihn bestimmen können, die Unvorsichtigkeit zu begehen, sich selbst auszuliefern?

Das fragten sich die Trapper, indem sie ihn mit einer Mischung von Neugierde und Theilnahme betrachteten, die man unwillkürlich einem Manne zollt, der eine kecke That vollbringt, welches auch übrigens sein moralischer Werth sein möge.

„Herr," sagte Treuherz nach einer kurzen Pause zu ihm, „da Ihr Euch in unsere Hände gegeben habt, werdet Ihr Euch nicht weigern, die Fragen, die wir für angemessen halten werden, Euch vorzulegen, zu beantworten."

Die dünnen, blassen Lippen des Piraten verzogen sich zu einem seltsamen Lächeln.

„Ich werde," antwortete er mit vollkommen ruhiger und deutlicher Stimme, „Ihnen nicht nur antworten, meine Herren, sondern, wenn Sie es erlauben, Ihren Fragen dadurch entgegenkommen, daß ich Ihnen freiwillig und sogleich Alles mittheile, was sich ereignet hat, welches Ihnen, wie ich gewiß glaube, Manches erklären wird, was Ihnen bis jetzt dunkel blieb und Sie vergeblich versucht haben, sich zu erklären."

Ein Gemurmel der Verwunderung lief durch die

Reihen der Trapper, die sich allmählig genähert hatten und aufmerksam zuhörten.

Die Scene ließ sich seltsam genug an, und versprach außerordentlich interessant zu werden.

Treuherz besann sich einen Augenblick, dann sagte er zu dem Räuber: „Reden Sie, Herr, wir hören."

Der Hauptmann verneigte sich und begann dann seine Erzählung in spöttischem Tone; als er bis zur Einnahme des Lagers gekommen war, fuhr er folgendermaßen fort:

„Das war gut gespielt, nicht wahr, meine Herren? Sie können sicher nicht umhin, mich zu loben, da Sie selbst Meister in solchen Dingen sind; doch giebt es noch Etwas, was Ihnen unbekannt ist und was ich Ihnen sagen will; der Raub der Schätze, welche der mexikanische General bei sich führt, hatte nur ein beiläufiges Interesse für mich; ich hatte einen anderen Zweck, welchen ich Ihnen mittheilen will: Ich wollte mich der Donna Luz bemächtigen. Ich folgte der Karavane von Mexiko an, Schritt vor Schritt, ich hatte Schwätzer, ihren Führer und meinem früheren Helfershelfer, bestochen; ich wollte das Gold und die Kostbarkeiten meinen Gefährten überlassen und begehrte nur das junge Mädchen."

„Doch scheint mir," sagte Fröhlich mit spöttischem Lächeln, „daß Ihr Euer Ziel verfehlt habt."

„Meint Ihr?" antwortete der Andere mit unerschütterlichem Gleichmuth, „in der That, Ihr habt

Recht; dieses Mal habe ich meinem Zweck verfehlt, doch ist noch nicht Alles verloren, und möglicherweise wird mir es nicht immer mißlingen."

„Ihr sprecht hier inmitten hundertfünfzig der besten Rifles in der Prairie von Eurem schändlichen Vorhaben mit so viel Sicherheit, als ob Ihr Euch in einem Eurer geheimen Schlupfwinkel, unter Euren Räubern befändet; das ist entweder eine große Unvorsichtigkeit, oder eine seltene Prahlerei," sagte Treuherz streng.

„Bah! die Gefahr für mich ist nicht so groß, als Ihr mir möchtet glauben machen; Ihr wißt, daß ich nicht leicht einzuschüchtern bin, deshalb verschont mich gefälligst mit Euren Drohungen, und laßt uns wie gesetzte Männer mit einander reden."

„Wir Alle hier, Jäger, Trapper und indianische Krieger, die wir in dieser Höhle versammelt sind, haben das Recht, im Interesse der gemeinschaftlichen Sicherheit, das Gesetz der Prairie, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, auf Euch, die Ihr, wie aus Euren eigenen Geständnissen hervorgeht, des Diebstahls, des Mordes und des Entführungsversuches überführt seid, anzuwenden, das Gesetz soll sogleich an Euch vollzogen werden. Was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?"

„Jedes Ding zu seiner Zeit, Treuherz; wir werden sogleich darüber sprechen, doch beenden wir zuvor, wenn ich bitten darf, was ich Euch zu sagen habe,

seid ganz ruhig, es sind nur wenige Minuten des Verzugs, ich werde selbst auf die Frage, die Euch so sehr am Herzen zu liegen scheint, zurückkommen, da Ihr Euch aus eigner Machtvollkommenheit zum Richter in der Wildniß aufgeworfen habt."

„Das Gesetz ist so alt, wie die Welt, und kommt von Gott selbst; es ist eine Pflicht, die allen ehrlichen Leuten obliegt, ein wildes Thier zu verfolgen, wenn es sich auf ihrem Wege findet."

„Der Vergleich ist zwar nicht schmeichelhaft," sagte der Räuber unbewegt, „doch bin ich nicht empfindlich und werde ihn nicht übel nehmen; wollt Ihr mich ein für alle Mal reden lassen?"

„So redet denn, daß es ein Ende habe."

„Das ist's ja gerade, was ich wünsche, so hört denn. In dieser Welt faßt ein Jeder das Leben auf seine Weise auf, einige legen einen großartigen Maßstab an, andere einen kleinlichen; mein Streben ist, mich in einigen Jahren zurückzuziehen, um in einer unserer schönen mexikanischen Provinzen mit einem mäßigen Einkommen zu leben, — Sie sehen, daß ich nicht ehrgeizig bin. Vor einigen Monaten, als ich durch meinen Muth und meine Gewandtheit, einige ziemlich vortheilhafte Geschäfte in der Prairie abgeschlossen hatte, befand ich mich im Besitz einer hübschen, runden Summe, welche ich, meiner Gewohnheit gemäß, anzulegen beschloß, um mir später das bescheidene Einkommen zu sichern, welches ich schon erwähnt habe. Ich

ging nach Mexiko, um meine Kapitalien bei einem ehrenwerthen französischen Banquier zu deponiren, der in jener Stadt lebt und sie für mich verwaltet, den ich Ihnen übrigens bei dieser Gelegenheit empfehlen kann."

„Was geht uns das Geschwätz an?" unterbrach ihn Treuherz heftig, „meint Ihr uns zu verspotten, Hauptmann?"

„Nicht im Geringsten, ich fahre fort. In Mexiko fügte es der Zufall, daß ich Donna Luz einen ziemlich wichtigen Dienst erweisen konnte."

„Ihr!" rief Treuherz zornig aus.

„Warum nicht?" erwiderte der Andere; „die Sache ist übrigens einfach folgende: ich befreite sie aus den Händen von vier Räubern, die eben dabei waren, sie gründlich zu berauben; ich sah sie und verliebte mich sterblich in sie."

„Herr!" sagte der Jäger und erröthete vor Aerger, „das überschreitet alle Grenzen. Donna Luz ist ein junges Mädchen, von der man nur mit der größten Ehrerbietung reden soll, ich dulde nicht, daß sie in meiner Gegenwart beschimpft werde."

„Darüber sind wir Beide ganz gleicher Meinung," fuhr der Andere spöttisch fort, „doch bleibt es deshalb nicht minder wahr, daß ich mich in sie verliebte; ich zog geschickt Erkundigungen ein, erfuhr, wer sie sei, welche Reise sie machen würde und bis auf den Zeitpunkt der Abreise, ich hatte, — wie Sie sehen, Glück;

mein Entschluß war nun gefaßt, zwar ist mein Plan, wie Sie vorhin richtig bemerkten, gänzlich gescheitert, dennoch habe ich ihn noch nicht ganz aufgegeben."

„Wir werden uns bemühen, darüber zu wachen."

„Daran werden Sie wohl thun, wenn Sie es können."

„Dieses Mal, vermuthe ich, haben Sie geendet?"

„Noch nicht, wenn ich bitten darf, doch für Das, was ich noch zu sagen habe, ist Donna Luz's Gegenwart unumgänglich nöthig, sie allein kann über das Gelingen meiner Botschaft an Sie entscheiden."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sie brauchen mich jetzt auch nicht zu verstehen, Treuherz, doch seien Sie ruhig, das Räthsel wird bald gelöst sein."

Der Räuber hatte während dieser Unterredung die Geistesgegenwart, spöttische Miene, höhnende Sprache und Sicherheit des Benehmens, welche die Jäger in Erstaunen setzte, keinen Augenblick verloren.

Er benahm sich eher wie ein Edelmann, der seine Nachbarn auf dem Lande besucht, als ein Gefangener, der auf dem Punkte steht, erschossen zu werden, die Gefahr, die ihm drohte, schien ihn nicht im Geringsten zu kümmern; sobald er ausgeredet hatte, beschäftigte er sich, während sich die Trapper mit leiser Stimme beriethen, damit, eine Cigarette aus Maisstroh zu drehen, die er ruhig am Feuer anzündete.

„Donna Luz," fuhr Treuherz mit schlecht verhehl-

ter Ungeduld fort, „hat in dieser Sache nichts zu sagen, ihre Gegenwart ist nicht nöthig.“

„Da irren Sie gänzlich, bester Herr,“ antwortete der Räuber gleichmüthig, indem er eine Rauchwolke von sich blies, „sie ist unentbehrlich, und zwar aus folgenden Gründen. Sie werden gewiß schon begriffen haben, daß ich ein zu schlauer Fuchs bin, um mich so leichtsinnig in Ihre Hände zu liefern, wenn ich nicht Jemanden hätte, dessen Leben für das Meine einsteht; dieser Jemand ist der Onkel dieses jungen Mädchens; wenn ich um Mitternacht nicht in meinem Schlupfwinkel, wie Sie ihn zu nennen belieben, unter meinen wackeren Kameraden bin, so wird mit dem Schlage Zwölf, der ehrenwerthe Edelmann ohne Gnade erschossen.“

Ein Beben des Zornes durchlief die Reihen der Jäger.

„Ich weiß sehr wohl,“ fuhr der Pirat fort, „daß Sie sich nicht persönlich um das Leben des würdigen Generals kümmern, und es großmüthig für das Meine opfern würden; doch glücklicherweise wird Donna Luz, wie ich überzeugt bin, nicht Ihrer Meinung sein, und legt im Gegentheile großen Werth auf das Leben ihres Onkels; haben Sie daher die Güte, sie zu bitten herzukommen, damit sie den Vorschlag, den ich ihr zu machen habe, anhören könne. Die Zeit vergeht, der Weg bis zu meinem Lager ist weit, wenn ich zu spät käme, so wären Sie allein für das Unglück verant-

wortlich, das aus dieser unwillkürlichen Verzögerung entspränge!"

„Hier bin ich," sagte Donna Luz und kam herbei, denn sie hatte, unter der Menge verborgen, Alles gehört, was gesprochen worden war.

Der Räuber warf die halbverbrannte Cigarette weg, verneigte sich höflich vor dem jungen Mädchen und begrüßte sie.

„Señora, die Ehre, die Sie mir erweisen, macht mich sehr glücklich."

„Genug der spöttischen Redensarten, ich höre, was haben Sie mir zu sagen?"

„Sie verkennen mich, Señora," antwortete der Pirat, „doch hoffe ich, mich später in Ihren Augen rechtfertigen zu können. Erkennen Sie mich denn nicht? ich glaubte Ihrem Gedächtnisse gegenwärtiger geblieben zu sein."

„Es ist wohl möglich, daß ich Sie einige Zeit in gutem Andenken behalten habe," antwortete das junge Mädchen bewegt, „doch, nach dem, was vor einigen Tagen vorgefallen, kann ich nur einen Verbrecher in Ihnen sehen."

„Das ist ein hartes Wort, Señora."

„Verzeihen Sie, ich bitte, wenn ich Sie beleidigt habe, doch habe ich mich von dem Schrecken, den Sie mir verursacht haben, noch nicht ganz erholt, und Ihr heutiges Benehmen ist nicht geeignet, ihn zu vermindern; seien Sie daher so gut, mir Ihre Absichten mitzutheilen."

„Ich muß aufrichtig bedauern, daß Sie mich so falsch verstanden haben, Señora, und ich beschwöre Sie, Alles, was vorgefallen ist, nur der Heftigkeit der Leidenschaft zuzuschreiben, die ich empfinde, und seien Sie versichert ...“

„Herr, Sie beleidigen mich!“ unterbrach ihn das junge Mädchen und richtete sich stolz auf, „welche Gemeinschaft kann zwischen mir und einem Räuberhauptmanne bestehen?“

Bei dieser empfindlichen Beleidigung überzog eine fieberhafte Röthe das Gesicht des Räubers, er biß zornig auf seinen Schnurrbart, doch bezwang er sich, kämpfte seine Empfindungen gewaltsam nieder und antwortete in ruhigem und ehrerbietigem Tone:

„Es sei, Señora, schmettert mich nieder, ich habe es verdient.“

„Ist es, um mir solche Gemeinplätze vorzusagen, daß Sie meine Gegenwart verlangt haben? — in diesem Falle werden Sie mir gestatten, daß ich mich zurückziehe; ein Mädchen meines Standes ist nicht daran gewöhnt, sich so begegnen zu lassen, noch solchen Reden zuzuhören.“

Sie wandte sich, um wieder zu Treuherz' Mutter zurückzukehren, die ihr entgegenkam.

„Einen Augenblick, Señora,“ rief der Räuber zornig aus. „Da Sie meine Bitten verachten, so vernehmen Sie meine Befehle.“

„Eure Befehle!“ brüllte der Jäger und sprang

mit einem Satze auf ihn los, „Elender, habt Ihr vergessen, wo Ihr seid?"

„Genug der Drohungen, mein Bursche!" fuhr der Pirat mit durchdringender Stimme fort, kreuzte die Arme über der Brust, warf den Kopf zurück und blickte die Anwesenden mit unaussprechlicher Verachtung an, „Ihr wißt wohl, daß Ihr mir nichts thun könnt, daß nicht ein Haar auf meinem Haupte gekrümmt werden wird."

„Das ist zu arg!" schrie der Jäger.

„Halten Sie ein, Treuherz," sagte Donna Luz, und stellte sich vor ihn, „jener Mann ist Ihres Zornes nicht würdig, so gefällt er mir besser, er zeigt sich als Räuber, er hat wenigstens die Maske fallen lassen."

„Ja, ich habe die Maske fallen lassen!" schrie der Räuber wüthend, „hören Sie mich an, unbesonnenes, junges Mädchen, ich werde in drei Tagen wieder kommen, Sie sehen, wie gut ich bin," sagte er mit düsterem Lächeln, „ich gebe Ihnen Bedenkzeit; wenn Sie mir dann nicht folgen, wird Ihr Onkel die grausamste Marter bestehen; als letztes Andenken von mir, werde ich Ihnen seinen Kopf schicken."

„Ungeheuer! ..." rief das junge Mädchen verzweiflungsvoll aus.

„Was wollen Sie!" sagte er achselzuckend mit satanischen Hohngelächter, „ein Jeder liebt auf seine Weise, ich habe geschworen, daß Sie meine Frau sein werden."

Das junge Mädchen konnte ihn nicht mehr hören; sie war, von Schmerz überwältigt, ohnmächtig in die Arme der Mutter des Jägers und des Eusebio gesunken, die sich beeilt hatten, sie fortzutragen.

„Genug!" sagte Treuherz mit schrecklicher Stimme und legte die Hand auf seine Schulter, „dankt Gott, daß er Euch gestattet, lebend aus unseren Händen zu entkommen!"

„In drei Tagen, um dieselbe Stunde, werdet Ihr mich wiedersehen, meine Burschen," sagte er verächtlich.

„Bis dahin können sich die Dinge geändert haben," sagte Fröhlich.

Der Pirat antwortete nur mit einem Hohngelächter, dann verließ er die Höhle achselzuckend, und mit so ruhigem, festen Tritte, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, ja ohne sich nur umzusehen, so gewiß war er des Eindruckes, den er hinterlassen hatte.

Kaum war er verschwunden, als Fröhlich, der Schwarze Hirsch und Adlerkopf aus den übrigen Ausgängen der Höhle heraustraten und seiner Spur folgten.

Treuherz blieb einen Augenblick in Gedanken vertieft stehen, dann ging er mit bleicher, sorgenvoller Miene, sich nach dem Befinden der Donna Luz zu erkundigen.

X.

Liebe.

Donna Luz und Treuherz befanden sich gegenseitig in einer sonderbaren Lage.

Beide waren sie jung und schön und liebten sich, ohne sich es gestanden zu haben, ja beinahe, ohne es zu wissen.

Sie besaßen Beide, trotzdem daß sie bisher in geradezu entgegengesetzten Verhältnissen gelebt hatten, eine gleiche Frische der Empfindungen, eine gleiche Reinheit des Herzens.

Die Kindheit des jungen Mädchens war einförmig und langweilig unter den übertriebenen religiösen Gebräuchen jenes Landes verstrichen, wo das Christenthum viel mehr Aehnlichkeit mit dem Götzendienste hat, als mit dem reinen, einfach erhabenen Glauben unseres Landes.

Nie hatte sie ihr Herz schlagen hören. Sie kannte weder die Liebe, noch den Schmerz.

Sie lebte wie die Vögel unter dem Himmel, indem sie das Gestern vergaß und nicht an den nächsten Morgen dachte.

Die Reise, welche sie unternommen, hatte ihr Leben vollständig umgewandelt.

Ihre Gedankenwelt hatte sich bei den ungeheuren Fernen, die sich in der Prairie vor ihr ausbreiteten, der majestätischen Ströme, welche dieselbe durchkreuzten, der herrlichen Berge, an deren Fuße man häufig vorüberkam, und deren kahle Gipfel bis in die Wolken zu ragen schienen, erweitert, es war ihr so zu sagen, eine Binde von den Augen gefallen, sie begriff, daß Gott sie zu etwas Anderem erschaffen habe, als dazu, ein unnützes Leben in einem Kloster zu führen.

Treuherz's Erscheinung hatte unter den besonderen Umständen, die damit verbunden waren, auf ihre empfängliche Phantasie einen tiefen Eindruck gemacht.

Sie hatte sich in der Nähe des Jägers, dieser edlen Natur, der zwar die Kleidung der Wilden trug, dessen männliche Züge, stolze Miene und anmuthige Haltung aber ihr auffiel, unwillkürlich zu ihm hingezogen gefühlt.

Ihr Herz hatte, vermöge der geheimen Sympathieen, die unter allen Mitgliedern der großen Menschenfamilie bestehen, ihr unbewußt, das verwandte Herz gefunden.

Ihre zarte und schwache Natur bedurfte der Stütze

dieses kräftigen Mannes mit dem einnehmenden Blicke, dem Löwenmuthe und eisernen Willen, um sie im Leben zu führen und unter seinen mächtigen Schutz zu nehmen.

Daher war sie mit einem Gefühle unaussprechlichen Behagens, vom ersten Augenblicke an, dem Zuge, der sie zu Treuherz hinzog, gefolgt, und die Liebe hatte sich ihrer Seele bemächtigt, ehe sie es bemerkte und nur daran dachte, ihr zu widerstehen.

Die jüngsten Ereignisse hatten die in ihrem Herzen schlummernde Leidenschaft mit unglaublicher Heftigkeit erweckt. Jetzt, wo sie bei ihm war, und beständig sein Lob aus dem Munde seiner Gefährten vernahm, kam ihr ihre Liebe wie eine nothwendige Bedingung ihres Lebens vor, — sie konnte nicht begreifen, wie sie so lange ohne seine Liebe hatte leben können, ja sie meinte, sie müsse ihn von ihrer Geburt an gekannt haben.

Sie lebte nur noch in und für ihn, ein Blick, ein Lächeln machte sie glücklich, sie war vergnügt, wenn sie ihn sah, und traurig, wenn er lange entfernt von ihr blieb.

Treuherz war auf anderem Wege zu demselben Resultate gelangt.

In der Prairie, Angesichts der Gottheit aufgewachsen, die er sich gewöhnt hatte in den großartigen Werken, die er beständig vor Augen hatte, zu verehren, hatten ihn die fortwährenden Kämpfe, die er

Theils mit den Indianern, Theils mit den wilden Thieren zu bestehen hatte, moralisch und physisch auf das großartigste entwickelt. So wie er vermöge seiner Muskelstärke und seiner Geschicklichkeit beim Gebrauche der Waffen alle Hindernisse überwand, die ihm entgegentraten, so war er durch die Erhabenheit seiner Gedankenrichtung und die Zartheit seiner Empfindungsweise fähig, alle Dinge zu begreifen. Er war für alles Gute und Edle zugänglich. Wie bei allen auserwählten Naturen, die, ohne anderen Schutz als sich selbst, frühzeitig mit dem Unglücke kämpfen müssen, und den Wechselfällen des Lebens in's Auge geblickt haben, hatte sich seine Seele gewaltig entfaltet, trotzdem sie für gewisse Empfindungen, die ihm, wenn nicht ein wunderbarer Zufall einträte, vermöge der Lebensweise, welche er führte, ewig unbekannt bleiben mußten, eine seltene Frische besaß.

Die täglichen Bedürfnisse des bewegten und gefahrvollen Lebens, welches er führte, hatten den Keim der Leidenschaften in ihm erstickt, seine eiserne Lebensweise hatte ihn unbewußt zur Beschaulichkeit hingeführt.

Er kannte keine andere Frau, als seine Mutter, denn die Indianerinnen hatten durch ihre Sitten nur seinen Widerwillen erregt, so war er sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne die Liebe empfunden zu haben, ja ohne sie zu kennen, und, was noch mehr sagen will, ohne auch nur das Wort, das in

vier Buchstaben so Vieles zusammenfaßt, und in der Welt die Quelle so vieler erhabener Thaten und schändlicher Verbrechen ist, auch nur gehört zu haben.

Wenn er sich nach einer langen, ermüdenden Jagd durch Wälder und Schluchten, oder nachdem er sich während fünfzehn bis sechszehn Stunden mit dem Fangen des Bibers beschäftigt hatte, des Abends mit seinem Freunde Fröhlich, der über diesen Gegenstand eben so unwissend war, allein am Bivouakfeuer in der Prairie niederließ, so drehte sich ihre Unterhaltung nur um die Ereignisse des Tages.

Es vergingen Wochen, Monde und Jahre, ohne eine Abwechselung in sein Leben zu bringen, außer einer unbestimmten Unruhe, ohne scheinbaren Grund, die ihn heimlich verfolgte, und die er sich nicht erklären konnte.

Die Natur hat ihre unumgänglichen Rechte, denen sich kein Mensch entziehen kann, in welcher Lebenslage er sich auch befinde.

Daher flog sein Herz von derselben Sympathie getrieben, die unwiderstehlich auf das junge Mädchen gewirkt hatte, ihr entgegen, als ihn der Zufall mit ihr zusammenführte.

Der Jäger, der sich über die plötzliche Theilnahme wunderte, die er für eine Fremde, welche er wahrscheinlich nicht wiedersehen würde, empfand, war beinahe geneigt, ihr deshalb zu grollen, und legte eine

Sprödigkeit in sein Benehmen gegen sie, die ihm nicht natürlich war.

Er fühlte sich, wie alle stolzen Menschen, die daran gewöhnt sind, sich Alles ohne Widerstand vor ihnen beugen zu sehen, von der Herrschaft, welche das junge Mädchen über ihn ausübte, verletzt — und doch konnte er sich diesem Einflusse nicht mehr entziehen.

Aber als er, nach dem Brande in der Prairie, das Lager der Mexikaner verließ, nahm er, trotz der Eile, mit der er abreis'te, die Erinnerung an die Fremde mit sich.

Diese Erinnerung wuchs in der Entfernung.

Trotz der Mühe, die er sich gab, um zu vergessen, hörte er doch beständig die süßen Töne der Stimme des jungen Mädchens vor seinem Ohre; wachend oder schlafend, immer sah er sie vor sich, wie sie ihm zulächelte und ihren bezaubernden Blick auf ihn richtete.

Der Kampf war heftig. Treuherz wußte, trotz der Leidenschaft, die ihn verzehrte, welche unübersteigliche Schranke ihn von Donna Luz trenne, wie unsinnig und unmöglich seine Liebe sei. Er ersparte sich keinen der Einwürfe, die man in solchen Fällen machen kann, um sich selbst zu überzeugen, daß er verrückt sei.

Endlich, als es ihm gelungen war, sich selbst einzureden, daß ihn eine unübersteigliche Kluft von der Geliebten trenne, fuhr er, statt einzusehen, daß er besiegt sei, und sich der Leidenschaft, die jetzt seine einzige Freude war, zu überlassen — fort, trotzdem er von

dem harten Kampfe mit sich selbst erschöpft war, vielleicht aber doch eine Hoffnung hegte, die kräftige Männer selten verläßt, sich heimlich dagegen aufzulehnen, und bemitleidete sich zugleich wegen der tausend kleinen Betrügereien, die er wegen seiner Liebe beging.

Er vermied es mit einer Hartnäckigkeit, die dem jungen Mädchen hätte befremdlich erscheinen können, mit ihr zusammenzukommen; wenn ihn der Zufall zwang bei ihr zu bleiben, wurde er schweigsam, düster, beantwortete kaum die Fragen, die sie an ihn richtete, und ergriff mit dem Ungeschick, welches den noch unerfahrenen Liebenden eigen ist, den ersten, besten Vorwand, sie zu verlassen.

Das junge Mädchen folgte ihm traurig mit den Augen, seufzte heimlich, zuweilen rollte eine flüssige Perle lautlos über ihre rosige Wange, wenn sie sein Benehmen sah, das sie für Gleichgültigkeit hielt, und das nur Liebe war.

Doch in den wenigen Tagen, die seit der Einnahme des Lagers verflossen waren, hatten die jungen Leute, ohne es zu merken, bedeutende Fortschritte gemacht, und zwar um so mehr, als Treuherz' Mutter, mit dem Scharfblicke, der wahrhaft zärtlichen Müttern eigen ist, die Leidenschaft und Kämpfe ihres Sohnes errathen, sich zur heimlichen Vertrauten derselben gemacht hatte, indem sie ihm, ohne daß er es wußte, half und aus allen Kräften beschützte, indessen jeder der Liebenden überzeugt war, daß sein Geheimniß tief im Herzen verborgen sei.

So standen die Dinge zwei Tage nach den Vorschlägen, welche der Hauptmann Donna Luz gemacht hatte.

Treuherz schien gedankenvoller und trauriger zu sein, als gewöhnlich; er ging mit großen Schritten in der Höhle auf und ab, gab Zeichen einer heftigen Unruhe und warf besorgte Blicke um sich.

Endlich lehnte er sich an eine der Wände der Höhle, ließ den Kopf auf die Brust sinken und überließ sich tiefen Gedanken.

Er stand schon eine geraume Zeit so da, als eine sanfte Stimme in sein Ohr flüsterte:

„Was ist Dir, mein Sohn? warum liegt so tiefe Traurigkeit auf Deinen Zügen? hast Du unangenehme Nachrichten erhalten?“

Treuherz richtete sich empor, wie aus dem Schlafe auffahrend.

Seine Mutter und Donna Luz standen vor ihm und hielten sich umfaßt.

Er warf einen schwermüthigen Blick auf sie, und sagte mit einem unterdrückten Seufzer:

„Ach! Mutter, morgen ist der letzte Tag! ich habe noch kein Mittel finden können, um Donna Luz zu retten und ihr ihren Onkel zurückzugeben.“

Beide Frauen erbebten.

„Morgen,“ flüsterte Donna Luz, „es ist ja wahr, morgen soll der Mann kommen.“

„Was gedenkst zu thun, mein Sohn?“

„Weiß ich es? Mutter,“ sagte er mit fieberhafter Ungeduld, „der Mann ist stärker als wir! er hat alle unsere Pläne vereitelt! Es ist bis jetzt nicht möglich gewesen, zu entdecken, wo er sich aufhält, alle unsere Nachforschungen waren vergeblich.“

„Treuherz,“ sagte das junge Mädchen sanft, „wollen Sie mich erbarmungslos dem Räuber überliefern? Warum haben Sie mich dann gerettet?“

„Ach!“ sagte der junge Mann, „den Vorwurf kann ich nicht ertragen!“

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Treuherz,“ sagte sie schnell, „doch bin ich sehr unglücklich. Bleibe ich, so führe ich den Tod des einzigen Verwandten, den ich auf Erden habe, herbei, gehe ich, so bin ich entehrt.“

„Ach! und nichts thun zu können!“ rief er verzweiflungsvoll aus, „Sie weinen sehen und unglücklich zu wissen, und Nichts thun können! Ich möchte mein Leben opfern, um Ihnen eine Sorge zu ersparen! Gott allein weiß, was ich bei dieser Unthätigkeit leide!“

„Hoffe, mein Sohn,“ sagte die alte Dame mit Ueberzeugung, „Gott ist gut, er wird Dich nicht verlassen.“

„Hoffen, meine Mutter, was sagst Du da? Seit zwei Tagen haben meine Freunde und ich das Unmögliche versucht, ohne Erfolg. Hoffen! und in wenig Stunden wird der Elende die Beute, nach der er

trachtet, fordern! Ich will lieber sterben, als einen solchen Frevel mit ansehen!"

Donna Luz warf ihm einen eigenthümlichen Blick zu, ein schwermüthiges Lächeln spielte um ihre Lippen, und sie legte ihre kleine, zarte Hand auf seine Schulter.

„Treuherz," sagte sie mit ihrer melodischen und eindringlichen Stimme, „lieben Sie mich?"

Der junge Mann fuhr zusammen, ein Zittern überlief seinen ganzen Körper.

„Warum diese Frage?" sagte er mit bebender Stimme.

„Antworten Sie mir ohne Umschweife, wie ich Sie frage, der Augenblick ist feierlich, ich habe eine Bitte an Sie."

„Reden Sie, Señora, Sie wissen, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann."

„Antworten Sie mir," sagte sie über und über zitternd, „lieben Sie mich?"

„Wenn es Liebe ist, daß ich wünsche, mein Leben für Sie opfern zu können, wenn es Liebe ist, daß es mich tödtet, Ihre Thränen, die ich mit meinem Blute zurückkaufen möchte, fließen zu sehen, wenn es Liebe ist, daß ich den Muth habe, Sie das Opfer, das man morgen von Ihnen fordern wird, um Ihren Onkel zu retten, vollbringen zu sehen, ja, Señora, dann liebe ich Sie mit ganzer Seele, deshalb reden Sie ohne Furcht, was Sie auch verlangen werden, ich will es mit Freuden thun."

„Gut, mein Freund,“ sagte sie, „ich rechne auf Ihr Versprechen, morgen, wenn der Mann kommt, werde ich Sie daran erinnern; doch vorher muß mein Onkel gerettet werden, sollte es auch mein Leben kosten. Ach! er ist mir ein Vater gewesen, er liebt mich wie eine Tochter, meinetwegen ist er den Räubern in die Hände gefallen. Schwören Sie mir, Treuherz, daß Sie ihn befreien wollen,“ fügte sie mit dem Ausdrucke einer unbeschreiblichen Angst hinzu.

Treuherz wollte antworten, als Fröhlich und der Schwarze Hirsch in die Höhle kamen.

„Endlich!“ sagte er, und eilte auf sie zu.

Die drei Männer sprachen einige Augenblicke leise miteinander, dann kehrte der Jäger eilig zu den Frauen zurück.

Sein Gesicht strahlte.

„Du hattest Recht, Mutter,“ sagte er mit heller Stimme, „Gott ist gut, er verläßt Diejenigen nicht, die ihm vertrauen. Jetzt, Donna Luz, sage ich Ihnen: Hoffen Sie, bald werde ich Ihnen Ihren Onkel wieder zuführen.“

„O!“ sagte sie erfreut „wäre es möglich?“

„Hoffen Sie, sage ich! Lebe wohl, Mutter! bitte Gott, daß er mir beistehe, ich werde seiner Hülfe mehr als je bedürfen.“

Der junge Mann stürzte ohne ein Wort weiter, aus der Höhle; der größte Theil seiner Gefährten folgte ihm.

„Was wollte er damit sagen?“ flüsterte Donna Luz ängstlich.

„Kommen Sie, meine Tochter,“ antwortete die alte Dame traurig, „wir wollen für ihn beten!“

Sie zog sie sanft mit fort, und ging mit ihr in ihr besonderes Gemach.

Es blieben nur ohnfähr zehn Mann in der Höhle zurück, die über die Sicherheit der Frauen zu wachen hatten.

XI.

Die Gefangenen.

Als die Rothhäute und die Jäger das mexikanische Lager eingenommen hatten, waren die Räuber auf den Befehl ihres Hauptmannes nach allen Richtungen auseinandergestoben, um den Nachforschungen ihrer Feinde um so leichter zu entgehen.

Der Hauptmann und die vier Mann, welche den General und seinen Neger trugen, die beide geknebelt und gebunden waren, eilten den Abhang hinunter, auf die Gefahr, sich in den Abgründen, die zu ihren Füßen lagen, zehn Mal den Hals zu brechen.

Als sie in einiger Entfernung waren und die herrschende Stille, und noch mehr die überstandenen unglaublichen Schwierigkeiten sie etwas ruhiger gemacht hatten, hielten sie ein, um Athem zu schöpfen.

Es herrschte tiefes Dunkel rings umher; in ungeheurer Höhe über sich, sahen sie die Fackeln der Jäger,

welche sie suchten, wie bleiche Sterne blitzen, doch hüteten sich die Verfolger wohl, denselben Weg einzuschlagen.

„Glück auf," sagte der Hauptmann; „nun, Kinder, können wir uns ein wenig ausruhen, wir haben, für jetzt, nichts zu fürchten; setzt Eure Gefangenen nieder, zwei von Euch mögen gehen, die nächste Umgebung zu rekognosciren."

Sein Befehl wurde vollzogen, wenige Minuten später kamen die Räuber zurück und meldeten, daß sie eine Höhlung entdeckt hätten, die Ihnen ein Obdach bieten würde.

„Teufel!" sagte der Hauptmann, „da müssen wir hingehen."

Er gab auch gleich selbst das Beispiel, und die Anderen folgten ihm.

Bald gelangten sie zu einer Vertiefung, die ziemlich geräumig zu sein schien und noch einige Klaftern tiefer gelegen war, als der Ort, wo sie zuerst waren.

Als sie sich in dem Versteck verborgen hatten, war es des Hauptmann's erste Sorge, den Eingang mittels einer Decke fest zu schließen, was nicht schwer hielt, denn die Oeffnung war ziemlich eng und die Räuber hatten sich bücken müssen, um einzutreten.

„So," sagte der Hauptmann, „jetzt sind wir zu Hause, und brauchen uns vor Zudringlichkeiten nicht zu fürchten."

Er zog einen Feuerstahl aus der Tasche und

brannte eine Fackel an, die er mit der Vorsicht, die die Leute seines Schlages, selbst in den kritischsten Lagen nicht verläßt, mitgenommen hatte.

Sobald sie die Gegenstände unterscheiden konnten, stießen die Räuber ein Freudengeschrei aus.

Was sie in der Dunkelheit für eine einfache Vertiefung gehalten hatten, war eine natürliche Höhle, wie man sie in jener Gegend findet.

„Was Tausend!“ sagte der Hauptmann, in sich hineinlachend, „ich muß mich doch umsehen, wo wir sind; Ihr anderen bleibt da und bewacht mir die Gefangenen sorgfältig, ich will unsere neue Besitzung in Augenschein nehmen.“

Er brannte eine zweite Fackel an und untersuchte die Höhle.

Sie zog sich mit einer leisen Neigung nach unten in dem Berge hin; die Seitenwände waren überall hoch und erweiterten sich an manchen Stellen so, daß sie eine Art kleiner Säle bildeten.

Die Luft schien von Außen durch unmerkliche Ritze einzudringen, denn das Licht brannte hell, und der Hauptmann konnte ohne Schwierigkeiten athmen.

Je mehr der Pirat bei seinen Untersuchungen vordrang, je kühler wurde die Luft, woraus er schloß, daß er sich irgend einer Oeffnung nahe.

Schon war er zwanzig Minuten vorwärts gegangen, als ihm ein Windstoß in's Gesicht kam und die Flamme der Fackel hin und her trieb.

„Hm!“ murmelte er, „hier ist eine Oeffnung, hier gilt es, vorsichtig sein und das Licht auslöschen, denn man kann nicht wissen, wer Einem draußen begegnen könnte.“

Er trat seine Fackel mit dem Fuße aus, und blieb eine Zeit lang still stehen, um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Der Hauptmann war ein vorsichtiger Mann, der sein Räuberhandwerk gründlich verstand; wenn der Plan, den er zum Angriffe des Lagers entworfen, mißlungen war, so lag dies in einem Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände, die Niemand hatte vorhersehen können.

Auch hatte er, nachdem der erste Aerger über sein Mißlingen überwunden war, sich gut genug hineingefunden und sich damit getröstet, daß er sich bei der nächsten Gelegenheit revanchiren wolle.

Uebrigens schien ihm das Glück wieder lächeln zu wollen, indem es ihm gerade in dem Augenblicke, wo er dessen am dringendsten bedurfte, einen fast unzugänglichen Zufluchtsort bot.

Er wartete daher mit einem Gefühle der Hoffnung und unaussprechlicher Freude auf den Augenblick, wo sich sein Auge genug an die Dunkelheit gewöhnt haben würde, um die Gegenstände unterscheiden zu können und sich zu überzeugen, ob er wirklich einen Ausgang finden werde, der ihn zum Herrn einer fast uneinnehmbaren Stellung machen würde.

Er fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Sobald die durch die Helligkeit des Lichtes verursacht gewesene Blindheit vorüber war, sah er in ziemlich großer Entfernung einen schwachen Schein vor sich. Er schritt muthig weiter, und erreichte in wenigen Minuten den ersehnten Ausgang.

Das Glück war ihm entschieden wieder günstig.

Der Ausgang führte an den Rand eines kleinen Baches, dessen Wasser sich in der Nähe der unterirdischen Höhle verlief, so daß die Räuber entweder schwimmend, oder mit Hülfe eines Flosses aus und eingehen konnten, ohne eine Spur zu hinterlassen, und so allen Nachforschungen entgehen konnten.

Die Prairie des Westens war dem Hauptmanne, der seit beinahe zehn Jahren sein ehrenwerthes und einträgliches Gewerbe in derselben betrieb, zu gut bekannt, als daß er sich nicht bald hätte orientiren können und leicht gewußt hätte, wo er sich befand.

Er erkannte, daß der Fluß in ziemlich großer Entfernung vom mexikanischen Lager floß, von welchem ihn die unzähligen Kreuz- und Querzüge, die er gemacht hatte, ohnedies entfernt hatten. Er stieß einen Seufzer der Zufriedenheit aus; als er die Oertlichkeit genau erkannt hatte und sich sicher und außer Gefahr, entdeckt zu werden, wußte, zündete er seine Fackel wieder an und kehrte um.

Seine Gefährten waren, außer einem einzigen, der die Gefangenen bewachte, fest eingeschlafen.

Der Hauptmann weckte sie.

„Auf!“ sagte er zu ihnen, „jetzt ist keine Zeit zum Schlafen, wir haben anderes zu thun.“

Die Räuber standen widerstrebend auf, rieben sich die Augen und gähnten aus vollem Halse.

Der Hauptmann befahl ihnen, erst das Loch, durch welches sie hereingekrochen waren, sorgfältig zu verstopfen, dann mußten sie ihm mit den Gefangenen folgen, welchen man die Beine losgebunden hatte, damit sie gehen konnten.

Sie hielten in einem der zahlreichen Säle, welche der Hauptmann gefunden hatte, inne; ein Mann wurde ausgewählt, der bei den Gefangenen, die man dort ließ, bleiben mußte, und der Hauptmann drang mit den drei Uebrigen tiefer in die Höhle ein.

„Ihr seht,“ sagte er zu ihnen, indem er ihnen den Ausgang zeigte, „daß das Unglück zu Etwas gut ist, denn der Zufall hat uns einen Zufluchtsort entdecken lassen, wo uns Niemand suchen wird. Ihr, Franck, geht sogleich nach dem Orte, wo ich unsere Kameraden hinbeschieden hatte, Ihr werdet sie herbringen, so wie alle die Unsrigen, die an dem Unternehmen nicht Theil genommen haben. Du, Antonio, mußt uns Lebensmittel schaffen; jetzt geht. Es ist unnöthig, Euch zu sagen, daß ich Eure Rückkehr mit Ungeduld erwarte.“

Die zwei Räuber sprangen ohne Widerrede in das Wasser und verschwanden.

Der Hauptmann wandte sich nun zu dem noch Uebrigen und sagte:

„Wir zwei, Gonzales, wollen Holz zusammensuchen, um Feuer anzubrennen und Laub, um uns zu lagern, schnell an's Werk! an's Werk!“

Eine Stunde später prasselte ein helles Feuer in der Höhle, und die Räuber lagen auf weichem Laube und schliefen.

Bei Sonnenaufgang langte der Rest der Truppe an. Sie waren noch dreißig Mann stark.

Dem würdigen Hauptmanne ging das Herz auf vor Freude, als er die reiche Sammlung von Spitzbuben erblickte, über die er noch zu verfügen hatte. Mit ihrer Hülfe glaubte er, die erlittene Niederlage nicht nur wieder gut machen zu können, sondern auch sich blutig zu rächen.

Nach einem reichlichen, aus Wildpret mit einer guten Quantität Mezcal bestehenden Frühstücke dachte der Hauptmann endlich an seine Gefangenen.

Er verfügte sich in den Raum, der ihnen als Gefängniß diente.

Der General war, seitdem er den Räubern in die Hände gefallen war, stumm geblieben und schien die schlechte Behandlung, die er zu ertragen hatte, nicht zu empfinden.

Seine Wunden, die man gänzlich vernachlässigt hatte, waren in Entzündung übergegangen und verursachten ihm fürchterliche Qualen, doch hörte man ihn nicht klagen.

Ein verzehrender Kummer nagte, seitdem er gefangen war, an seinem Herzen, er sah das Ziel, welches ihn in die Prairie geführt hatte, ohne Hoffnung, es jemals erreichen zu können, entrückt.

Alle seine Gefährten waren todt; er selbst wußte nicht, welches Schicksal seiner harre.

Das Einzige, was ihm in seinen Leiden einigen Trost gewährte, war, daß er die Gewißheit hatte, daß es seiner Nichte gelungen sei, sich zu flüchten.

Was war aber in jener Wildniß, in welcher man nur Raubthieren und Indianern, die noch grausamer sind als sie, begegnet, aus ihr geworden? Wie würde das junge Mädchen die Gefahren eines Lebens voll Entbehrungen ertragen?

Der Gedanke verstärkte seine Leiden.

Der Hauptmann erschrak über den Zustand, in welchem er ihn fand.

„Wohlan! General," sagte er zu ihm, „nur Muth gefaßt! Das Glück wechselt oft, davon weiß ich ein Lied zu singen; zum Teufel, man muß nicht gleich verzweifeln, — Niemand kann wissen, was ihm der nächste Morgen bringt! Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht versuchen wollen, zu entkommen, und ich werde Ihnen sogleich den freien Gebrauch Ihrer Glieder zurückgeben."

„Das kann ich nicht versprechen," antwortete der General bestimmt, „das wäre ein Meineid; ich schwöre Ihnen im Gegentheile, daß ich alle möglichen Mittel anwenden werde, um zu fliehen."

„Bravo!“ das war gut geantwortet,“ sagte der Pirat lachend, „ich hätte es an Ihrer Stelle eben so gemacht; nur glaube ich, daß es Ihnen jetzt, beim besten Willen, unmöglich sein würde, einen Schritt zu gehen; deshalb werde ich Ihnen, trotz dem, was Sie mir eben sagten, und Ihrem Diener die Freiheit Ihrer Glieder, wohlverstanden, geben.“

Er durchschnitt mit einem Hiebe seines Machete die Stricke, welche um die Arme des Generals gebunden waren, dann erwies er Jupiter denselben Dienst.

Dieser fing an zu springen und zu lachen, sobald er sich frei bewegen konnte, und zeigte dabei ein gewaltiges, blendend weißes Gebiß.

„Nun, seid artig, Schwarzer,“ sagte der Räuber zu ihm, „bleibt ruhig hier, wenn Ihr nicht wünscht, eine Kugel vor den Kopf zu erhalten.“

„Ich werde nicht ohne meinen Herrn davonlaufen,“ antwortete Jupiter, und rollte seine großen, aufgerissenen Augen.

„So ist's recht!“ erwiderte der Pirat hohnlachend, „das ist also abgemacht, die Treue macht Euch Ehre, Schwarzer.“

Hierauf kehrte er zu dem Generale zurück, dessen Wunden er mit kaltem Wasser auswusch und sorgfältig verband; dann ließ er den Gefangenen Speise vorsetzen, denen der Neger allein zusprach, und entfernte sich.

Ohngefähr um die Mitte des Tages versammelte der Hauptmann die Angesehensten der Bande um sich.

„Caballeros,“ redete er sie an, „es ist nicht zu läugnen, daß wir den ersten Einsatz verloren haben, die Gefangenen, die wir mit uns genommen haben, ersetzen unsere Verluste bei Weitem nicht; wir dürfen uns von einer Niederlage, die uns entehrt und lächerlich macht, nicht abschrecken lassen. Ich will einen zweiten Einsatz wagen, wenn ich dieses Mal nicht gewinne, habe ich entschiedenes Unglück; bewacht die Gefangenen gut, während meiner Abwesenheit. Beachtet ferner, was ich Euch zuletzt noch anempfehle: wenn ich morgen um Mitternacht nicht frisch und wohlbehalten in Eurer Mitte bin, so werdet Ihr ein Viertel nach Zwölf die Gefangenen ohne Gnade erschießen; habt Ihr mich verstanden? ohne Gnade.“

„Seid ganz ruhig, Hauptmann,“ antwortete Franck, im Namen seiner Kameraden, „Ihr könnt gehen, Eure Befehle sollen befolgt werden.“

„Ich verlasse mich darauf, besonders aber erschießt die Gefangenen keine Minute früher oder später.“

„Es soll pünktlich geschehen.“

„Das ist also abgemacht, nun lebt wohl, erwartet meine Rückkehr nicht gar zu ungeduldig.“

Hierauf verließ der Hauptmann die Höhle um sich zu Treuherz zu begeben.

Wir wissen bereits, welches Geschäft der Räuber mit dem Trapper abgeschlossen hatte.

XII.

Kriegslist.

Nachdem er den Jägern den seltsamen Vorschlag gemacht, kehrte der Hauptmann eiligst nach seiner Höhle zurück.

Doch kannte er das Leben in der Prairie zu genau, um nicht zu wissen, daß wahrscheinlich mehre seiner Feinde ihm folgen würden. Auch hatte er, um sie irre zu machen, alle List angewendet, die ihm sein erfinderischer Kopf eingab, indem er zahllose Umwege machte, immer wieder umkehrte und zehn Schritte zurückmachte, um einen vorwärts zu kommen.

Diese Vorsichtsmaßregeln hatten seinen Marsch bedeutend verzögert.

Als er das Ufer des Flusses erreicht hatte, dessen Wasser den Eingang zur Höhle bespülte, warf er einen letzten Blick um sich, um sich zu vergewissern, daß kein neugieriges Auge ihm gefolgt sei.

Alles war ruhig, nichts Verdächtiges ließ sich sehen, er schickte sich eben an, das versteckt gehaltene Floß flott zu machen, als ein leises Geräusch im Gebüsch seine Aufmerksamkeit erregte.

Der Räuber schreckte zusammen, erfaßte schnell eine Pistole, die er im Gürtel trug, lud sie und schritt entschlossen auf die Stelle, wo er das Geräusch gehört hatte, zu.

Ein auf den Boden gebückter Mann war damit beschäftigt, mit einer kleinen Schaufel Gräser und Pflanzen aus der Erde zu graben.

Der Räuber lächelte und steckte die Pistole wieder in den Gürtel.

Er hatte den Doktor erkannt, der sich seiner Lieblingsbeschäftigung überließ.

Dieser, der ganz in seine Arbeit versunken war, hatte ihn nicht bemerkt.

Nachdem er ihn eine Weile verächtlich betrachet, wollte ihm der Räuber den Rücken kehren, als er sich eines Besseren besann, sich im Gegentheil dem Gelehrten näherte, und ihn mit der Hand derb auf die Schulter schlug.

Bei diesem rohen Gruße fuhr der arme Doktor entsetzt in die Höhe und ließ seine Schaufel nebst den Pflanzen erschrocken zu Boden fallen.

„Holla! mein wackerer Mann!" sagte der Hauptmann mit verschmitzter Miene, was habt Ihr denn für eine Wuth, Tag und Nacht zu botanisiren?"

„Wie?“ antwortete der Gelehrte, „was meinen Sie?“

„Zum Kuckuck! das ist einfach genug, wißt Ihr nicht, daß es bald Mitternacht ist?

„Das ist wahr,“ antwortete der Gelehrte naiv, „aber der Mond scheint so schön! . . .

„Daß Ihr ihn für die Sonne angesehen habt,“ unterbrach ihn der Pirat lachend; „doch,“ fügte er hinzu und wurde plötzlich wieder ernsthaft, „es handelt sich nicht darum; obgleich Ihr halb verrückt seid, so hat man mir doch gesagt, daß Ihr ein ziemlich geschickter Arzt seid.“

„Ich habe Proben davon abgelegt, Herr,“ antwortete der Doktor, den die Rede verdroß.

„Sehr wohl! Ihr seid der Mann, den ich brauche.“

Der Gelehrte verneigte sich unwillig, offenbar war ihm die Aeußerung nicht besonders schmeichelhaft.

„Was wünschen Sie?“ fragte er, „sind Sie krank?“

„Ich nicht, Gott sei Dank, aber einer Eurer Freunde, der jetzt mein Gefangener ist, deshalb werdet Ihr mir folgen.“

„Aber . . .“ wollte der Doktor einwenden.

„Ich nehme keine Ausrede an, folgt mir, oder ich schieße Euch eine Kugel vor den Kopf, beruhigt Euch übrigens, Ihr lauft keinerlei Gefahr, meine Leute werden Euch mit allen Rücksichten, die dem Manne der Wissenschaft zukommen, behandeln.“

Da kein Widerstand möglich war, fügte sich der

würdige Mann gutwillig darein, — ja so gutwillig, daß er einen kurzen Augenblick ein Lächeln um seine Lippen spielen ließ, das den Piraten, wenn er es gesehen hätte, bedenklich gemacht haben würde.

Der Hauptmann gab dem Doktor die Weisung, voranzugehen und beide kehrten an den Fluß zurück.

Im Augenblicke, als sie den Ort, wo ihre Unterredung stattgefunden hatte, verließen, wurden die Zweige auseinander gebogen, es erschien ein Kopf, der bis auf einen Büschel Haare in der Mitte des Schädels, in welchem eine Feder befestigt war, glatt geschoren war, dann der Körper und endlich der junge Mann, der sich wie ein Jaguar auf ihre Spur stürzte.

Der Mann war Adlerkopf.

Er blieb ein stummer Zeuge bei der Einschiffung der beiden Weißen, sah sie in die Höhle lenken und verschwand dann ebenfalls im Dickicht, nachdem er leise gemurmelt hatte:

„Och! — Gut —“ welches in der Comanchen-Sprache der Ausdruck der höchsten Freude ist.

Der Doktor war von dem Indianer-Häuptlinge ganz einfach als Lockspeise benutzt worden, um den Räuber heranzuziehen und in die ihm gestellte Falle zu locken.

War aber der würdige Gelehrte im Einverständnisse mit Adlerkopf? Das werden wir gleich sehen.

Den anderen Tag ließ der Pirat bei Tagesanbruche ein allgemeines Treiben in der Umgebung der Höhle vornehmen.

Man fand keinerlei Spur.

Der Hauptmann rieb sich die Hände, sein Unternehmen war zweifach gelungen, da er die Höhle erreicht hatte, ohne verfolgt worden zu sein.

In der Gewißheit, daß er nichts zu fürchten habe, beschloß er, nicht so viel unthätige Leute um sich zu behalten, er stellte daher seine Truppe unter den Oberbefehl Franck's, eines alten ausgelernten Räubers, in den er volles Vertrauen setzte, und schickte sie, nachdem er zehn auserlesene Mann bei sich behalten, fort.

Obgleich das Geschäft, was er augenblicklich betrieb, interessant war und ihm der Erfolg desselben ja sicher zu sein schien, wollte er doch seine übrigen Angelegenheiten nicht vernachlässigen und zwanzig Räuber müssig durchfüttern, die durch den Mangel an Beschäftigung auf unnütze Gedanken kommen und ihm einen schlechten Streich spielen konnten.

Man sieht hieraus, daß der Hauptmann nicht nur ein vorsichtiger Mann war, sondern daß er auch seine ehrenwerthen Gefährten genau kannte.

Als die Piraten die Höhle verlassen hatten, gab der Hauptmann dem Doktor ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte ihn zu dem Generale.

Nachdem er die Beiden mit der spöttischen Höflichkeit, die ihm eigen war, mit einander bekannt gemacht hatte, entfernte sich der Räuber und ließ sie allein.

Doch bevor sich der Hauptmann zurückzog, nahm

er eine Pistole aus dem Gürtel, setzte sie dem Gelehrten auf die Brust und sagte:

„Zwar seid Ihr halb verrückt, da Ihr indessen doch in Versuchung kommen könntet, mich zu verrathen, so merkt wohl auf Das, was ich Euch sage: bei der geringsten verdächtigen Bewegung, die Ihr macht, jage ich Euch eine Kugel durch den Kopf; so, jetzt seid Ihr gewarnt, nun thut, was Ihr wollt."

Hierauf steckte er die Pistole wieder in den Gürtel und ging hohnlachend fort.

Der Doktor hörte die Vermahnung mit unterwürfiger Miene an, doch verzogen sich seine Lippen zu einem schelmischen Lächeln, welches glücklicherweise der Hauptmann aber nicht bemerkte.

Der General und sein Neger Jupiter befanden sich in einem Raume, der von dem Eingange der Höhle ziemlich entfernt war.

Sie waren allein.

Der Hauptmann hatte es unnöthig gefunden, ihnen einen Aufseher zu geben.

Sie saßen mit gesenktem Kopfe und gekreuzten Armen auf einem Haufen trockner Blätter, und waren in tiefe Gedanken versunken.

Als der General den Gelehrten erblickte, flog ein flüchtiges Lächeln der Hoffnung über seine finsteren Züge.

„Da sind Sie, Doktor," sagte er und reichte ihm die Hand, die Jener schweigend drückte, „soll ich mich über Ihre Gegenwart freuen oder betrüben?"

„Sind wir allein?“ fragte der Doktor, ohne die Frage des Generals zu beantworten.

„Ich glaube es,“ sagte dieser erstaunt; „jedenfalls können Sie sich leicht Gewißheit darüber verschaffen.“

Der Doktor durchstöberte alle Winkel, untersuchte Alles genau und kehrte dann zu den Gefangenen zurück.

„Wir können reden,“ sagte er.

Der Gelehrte war gewöhnlich in seine wissenschaftlichen Forschungen so vertieft — und dabei von Natur so zerstreut, daß die Gefangenen nur geringes Vertrauen zu ihm hatten.

„Und meine Nichte?“ fragte der General besorgt.

„Beruhigen Sie sich, sie ist in Sicherheit bei einem Jäger, Treuherz genannt, der ihr mit der größten Ehrerbietung begegnet.

Der General seufzte erleichtert, — diese frohe Nachricht gab ihm seinen Muth wieder.

„Jetzt,“ sagte er, „ist mir es gleichgültig, daß ich gefangen bin, — da meine Nichte gerettet ist, kann ich Alles ertragen.“

„Nein, nein!“ sagte der Doktor lebhaft, „Sie müssen im Gegentheil darauf bedacht sein, bis morgen von hier entflohen zu sein.“

„Warum?“

„Antworten Sie mir zuvor.“

„Mir ist es ganz recht.“

„Ihre Wunden scheinen leicht zu sein, sie sind bereits in der Heilung begriffen.“

„Ja, in der That.“

„Glauben Sie, daß Sie werden gehen können?“

„O, ja!“

„Verstehen Sie mich recht, ich meine, ob Sie im Stande sein werden, einen weiten Weg zu machen?“

„Ich glaube es, wenn es durchaus nothwendig wäre.“

„Nun,“ sagte der Neger, der bis dahin schweigend zugehört hatte, „bin ich etwa nicht stark genug, meinen Herrn zu tragen, wenn er nicht mehr gehen könnte?“

Der General drückte ihm die Hand.

„Das ist wahr! Also,“ sagte der Doktor, „das ist in der Ordnung, es handelt sich jetzt nur noch darum, zu entfliehen.“

„Ich bin natürlich gern dazu bereit, — aber wie?“

„Ja, da liegt es eben,“ sagte der Gelehrte und rieb sich die Stirne, „wie? — das weiß ich leider auch nicht! Aber seien Sie ganz ruhig, ich werde ein Mittel entdecken. Zwar habe ich noch keine Ahnung, welches?“

Man hörte Schritte — der Hauptmann erschien.

„Nun,“ sagte er, „wie befinden sich die Patienten.“

„Nicht besonders,“ sagte der Doktor.

„Ach was!“ sagte der Pirat, „das wird sich schon machen; der General wird übrigens bald frei sein, dann kann er sich mit Muße pflegen. Jetzt kommt, Doktor, ich denke, ich habe Euch lange genug mit Eurem Freunde schwatzen lassen.“

Der Doktor folgte ihm, ohne zu antworten, nachdem er dem General noch ein Zeichen gegeben, um ihn zur Vorsicht zu ermahnen.

Der Tag verstrich, ohne ein weiteres Ereigniß.

Die Gefangenen erwarteten die Nacht mit Ungeduld; die Zuversicht des Doktors hatte ihnen unwillkürlich auch Muth gemacht, — sie hofften.

Gegen Abend erschien der würdige Gelehrte wieder. Er kam mit leichtem Schritte und strahlendem Gesichte und trug eine Fackel in der Hand.

„Nun, was ist Ihnen denn widerfahren, Doktor?" fragte ihn der General, „Sie sehen ja ganz vergnügt aus."

„Das bin ich auch wirklich, General," antwortete er lächelnd, „weil ich ein Mittel entdeckt habe, Sie entkommen zu lassen, nebst mir, wohlverstanden."

„Welches Mittel ist das?"

„Es ist schon halb geschehen," antwortete er mit kurzem Lachen, was stets bei ihm ein Zeichen der Zufriedenheit war.

„Was meinen Sie?"

„Etwas sehr Einfaches, wahrhaftig, was Sie aber doch nicht errathen würden; unsere Räuber schlafen Alle, wir sind die Herren der Höhle."

„Wäre es möglich! wenn sie aber aufwachen?"

„Darüber können Sie ganz ruhig sein; zwar werden sie unzweifelhaft aufwachen, doch nicht eher als in sechs Stunden."

„Wie so?“

„Weil ich es selbst übernommen habe, ihnen einen guten Schlaf zu bereiten, beim Abendessen habe ich ihnen nämlich einen Opiumtrank vorgesetzt, in Folge dessen sie umgefallen sind wie Bleiklumpen, und seitdem schnarchen sie wie die Murmelthiere.“

„Das ist ja vortrefflich!“ rief der General aus.

„Nicht wahr?“ sagte der Doktor bescheiden; „aber, meiner Treu, ich wollte den Schaden, den ich durch meine Nachlässigkeit Ihnen verursacht hatte, wieder ausgleichen! Da ich kein Soldat, sondern nur ein armer Doktor bin, habe ich mich meiner Waffen bedient und, wie Sie sehen, sind sie mitunter eben so gut wie andere.“

„Im Gegentheile, sie sind tausend Mal besser! Doktor, Sie sind ein liebenswürdiger Mann.“

„Wohlan, verlieren wir keine Zeit.“

„Richtig, gehen wir! aber was haben Sie denn mit dem Hauptmanne gemacht?“

„Was Den betrifft, so mag der Teufel wissen, wo er steckt. Er hat uns heute Nachmittag, ohne Jemandem ein Wort zu sagen, verlassen, doch kann ich mir schon denken, wohin er geht; und wenn ich nicht sehr irre, so werden wir ihn bald sehen.“

„Nun so ist ja Alles gut, und wir können unsern Weg antreten.“

Die drei Männer machten sich auf. Trotz des vom Doktor angewendeten Mittels waren der General und sein Neger nicht ohne Besorgniß.

Sie kamen in den Raum, der den Räubern als Schlafgemach diente, sie schliefen — hier und dort am Boden ausgestreckt liegend.

Die Flüchtlinge gingen vorüber.

Als sie den Eingang der Höhle erreicht hatten und eben das Floß losbinden wollten, um über den Fluß zu rudern, sahen sie beim matten Scheine des Mondes ein zweites Floß, auf welchem ungefähr fünfzehn Mann standen und das ihnen entgegen kam.

Der Rückweg war ihnen abgeschnitten.

Wie sollten sie sich gegen eine so große Ueberzahl von Feinden wehren?

„Wie unglücklich!" murmelte der General verzweiflungsvoll.

„Ach!" sagte der Doktor schmerzlich, „der Plan zur Flucht hatte mir so viel Mühe und Nachdenken gekostet!"

Die Flüchtlinge versteckten sich in eine Vertiefung des Felsens, und erwarteten klopfenden Herzens die Ankunft der Mannschaft, deren Bewegungen ihnen immer verdächtiger vorkamen.

XIII.

Das Gesetz der Prairie.

Vor der Höhle, welche Treuherz bewohnte, war eine ansehnliche Strecke Landes gelichtet und geebnet worden, und hundertundfünfzig bis zweihundert Hütten standen darauf.

Der ganze Stamm der Comanchen hatte sich dort gelagert.

Die Trapper, Jäger und Krieger der Rothhäute vertrugen sich vortrefflich.

In der Mitte dieses improvisirten Dorfes, dessen Hütten von bemaltem Büffelfell mit einer gewissen Symmetrie errichtet waren, erhob sich eine, welche geräumiger als die anderen war, mit an langen Stangen befestigten Scalps umgeben, in welcher ein großes Feuer unterhalten wurde, und die als Berathungshütte diente.

Es herrschte das lebhafteste Treiben im Dorfe.

Die indianischen Krieger waren wie zum Kriege

bemalt und bewaffnet, als ob sie zur Schlacht ziehen wollten.

Die Jäger hatten ihre besten Kleider angelegt und ihre Waffen sehr sorgfältig geputzt, vielleicht glaubten sie, sich ihrer bald bedienen zu müssen.

Die Pferde standen völlig angeschirrt, gebunden da, und waren unter der Obhut einiger Krieger zum Aufsteigen bereit. Man sah die Jäger und Rothhäute geschäftig hin und wieder gehen.

Und, was etwas Seltenes, beinahe gar nicht Gebräuchliches bei den Indianern ist, es waren in gemessenen Entfernungen Wachen aufgestellt, um die Ankunft irgend eines Fremden zu melden.

Alles ließ darauf schließen, daß man eine, in der Prairie gebräuchliche Feier begehen wolle.

Aber, seltsam genug! Treuherz, Adlerkopf und der Schwarze Hirsch waren abwesend.

Fröhlich allein leitete die Vorbereitungen, welche man traf, und unterhielt sich dabei mit dem alten Comanchen-Häuptlinge, Ehsis oder die Sonne genannt.

Die Stirn der Beiden war düster, der Ausdruck ihrer Miene streng, sie schienen eine Angelegenheit lebhaft zu besprechen.

Es war der vom Hauptmanne zur Auslieferung von Donna Luz bestimmte Tag.

Würde der Hauptmann zu kommen wagen? oder war sein Vorschlag nur eine Prahlerei?

Die, welche den Räuber kannten, die Zahl der-

selben war bedeutend, — beinahe Alle hatten unter seinen Räubereien gelitten, — waren geneigt, das Erstere zu glauben.

Der Mann besaß, und das waren übrigens die einzigen Tugenden, die man an ihm kannte, einen wilden Muth und einen eisernen Willen.

Wenn er sich Etwas vorgenommen hatte, so that er es, koste es, was es wolle.

Was hatte er übrigens zu fürchten, wenn er sich auch ein zweites Mal unter seine Feinde wagte? War der General nicht in seinen Händen? bürgte das Leben desselben nicht für das seine; es war bekannt, daß er sich nicht bedenken würde, ihn seiner eignen Sicherheit zu opfern.

Es war ungefähr acht Uhr Morgens, die Sonne übergoß das Bild, was wir zu schildern versucht haben, mit ihrem glänzenden Lichte.

Donna Luz erschien auf den Arm der Mutter Treuherz's gestützt und gefolgt von Eusebio.

Die zwei Frauen waren traurig, blaß, ihre matten Züge und gerötheten Augen zeigten, daß sie geweint hatten.

Fröhlich ging ihnen, sobald er sie erblickte, entgegen und begrüßte sie.

„Ist mein Sohn noch nicht zurückgekehrt?“ fragte die alte Dame besorgt.

„Noch nicht,“ antwortete der Jäger, „aber, beruhigen Sie sich, er muß bald kommen.“

„Mein Gott! ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß ihn irgend ein Unfall zurückhält.“

„Nein, gnädige Frau, das würde ich wissen; als ich ihn vergangene Nacht verließ, um Sie zu beruhigen und seine Befehle zu vollziehen, befand er sich in einer sehr günstigen Lage, deshalb, glauben Sie mir, beruhigen Sie sich und fassen Sie Vertrauen.“

„Ach!“ seufzte die arme Frau, „seit zwanzig Jahren lebe ich in beständiger Angst, jeden Abend muß ich fürchten, meinen Sohn am nächsten Morgen nicht wiederzusehen; ach Gott! wirst Du Dich meiner nicht erbarmen?“

„Fassen Sie sich,“ sagte Donna Luz liebevoll und küßte sie sanft, „ach! ich fühle es, wenn Treuherz jetzt eine Gefahr besteht, so ist es, um meinen armen Onkel zu retten; mein Gott,“ sagte sie mit Andacht, „gieb, daß es ihm gelinge.“

„Bald wird sich Alles aufklären, meine Damen, verlassen Sie sich auf mich; Sie wissen, daß ich Sie nicht täuschen würde.“

„Ja,“ sagte die alte Dame, „Sie sind gut, Sie lieben meinen Sohn und würden nicht hier sein, wenn er Etwas zu fürchten hätte.“

„Sie lassen mir Gerechtigkeit widerfahren, gnädige Frau, ich danke Ihnen dafür, jetzt kann ich Ihnen noch Nichts sagen, aber, ich beschwöre Sie, haben Sie einige Geduld; es genüge Ihnen, zu wissen, daß er thätig ist, um die Señora glücklich zu machen.“

„Ja, gewiß," sagte seine Mutter, „er ist immer so gut, so selbstvergessen."

„Deshalb heißt er auch Treuherz," flüsterte das junge Mädchen erröthend.

„Und niemals ward ein Name richtiger gegeben," sagte der Jäger mit Ueberzeugung, „man muß so lange mit ihm gelebt haben, wie ich, ihn so kennen, wie ich ihn kenne, um ihn recht zu würdigen."

„Ich danke Ihnen gleichfalls für Das, was Sie von meinem Sohne sagen, Fröhlich," antwortete die alte Dame und drückte die rauhe Hand des Jägers.

„Ich sage nur die Wahrheit, Señora, ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren, das ist Alles, ja! es ließe sich besser in den Prairien leben, wenn alle Jäger ihm glichen."

„Ach Gott! die Zeit vergeht; wird er nicht endlich kommen?" murmelte sie und sah sich mit fieberhafter Ungeduld um.

„Bald, Señora."

„Ich will die Erste sein, die ihn bei seiner Rückkehr sieht und begrüßt!"

„Das ist leider unmöglich".

„Warum denn?"

„Ihr Sohn hat mir aufgetragen, Sie sowohl als die Señora zu bitten, sich in die Höhle zurückzuziehen, er wünscht nicht, daß sie dem Auftritte, der hier vor sich gehen wird, beiwohnen."

„Aber," sagte Donna Luz angstvoll, „wie werde ich dann erfahren, ob mein Onkel gerettet ist?"

„Beruhigen Sie sich, Señorita, Sie werden nicht lange in der Ungewißheit bleiben, doch ich bitte Sie, bleiben Sie nicht länger hier, gehen Sie, gehen Sie!"

„Es ist vielleicht besser so," bemerkte die alte Dame, „wir wollen gehorchen, Liebchen," dann fügte sie, dem jungen Mädchen zulächelnd, hinzu: „gehen wir, da mein Sohn es verlangt."

Donna Luz folgte ihr ohne Widerstreben, doch warf sie verstohlene Blicke hinter sich, um den Geliebten wo möglich zu sehen.

„Wie glücklich ist man, eine Mutter zu haben!" murmelte Fröhlich und erstickte einen Seufzer, als er den beiden Frauen, die im Dunkel der Grotte verschwanden, mit den Augen folgte.

Plötzlich stießen die ausgestellten Wachen einen Schrei aus, den ein vor der Berathungshütte stehender Mann sogleich wiederholte.

Auf dieses Zeichen erhoben sich die Comanchen-Häuptlinge und traten aus der Hütte, in welcher sie versammelt waren.

Die Jäger und indianischen Krieger griffen nach ihren Waffen, stellten sich zu beiden Seiten der Hütte auf und warteten.

Eine Staubwolke rollte mit großer Schnelligkeit auf das Lager zu.

Bald verzog sich die Wolke und man sah eine Anzahl Reiter, die im gestreckten Galopp heransprengten.

Die Reiter trugen zum größten Theile das Kostüm der mexikanischen Gambusinos.

Ein Mann, der einen prächtigen Rappen ritt und den Alle sogleich erkannten, tummelte sich an ihrer Spitze.

Es war der Hauptmann Waktehno, der keck mit seiner Truppe erschien, um auf die Vollziehung des abscheulichen Vertrags, den er ihnen vor drei Tagen aufgedrungen, zu bestehen.

Gewöhnlich ist es in der Prairie Sitte, daß, wenn sich zwei Truppen begegnen oder Krieger und Jäger ein Dorf besuchen, eine Art von Fantasia ausgeführt wird, indem beide Theile in vollem Laufe, schreiend und Flintenschüsse abfeuernd, auf einander los eilen.

Dies Mal unterblieb es.

Die Comanchen und Jäger blieben düster und schweigend stehen und erwarteten unbeweglich die Ankunft der Piraten.

Dieser kalte und abstoßende Empfang überraschte den Hauptmann nicht; zwar rollte er die Brauen, doch gab er sich das Ansehen, als bemerke er es nicht, und zog kühn an der Spitze seiner Truppe in das Dorf ein.

Als sie vor den Häuptlingen an der Berathungshütte angekommen waren, hielten die zwanzig Reiter plötzlich an, als wären sie in Standbilder von Erz verwandelt worden.

Dieses schwierige Manöver wurde mit so großer Geschicklichkeit ausgeführt, daß die Jäger, die selbst

tüchtige Reiter sind, nur mit Mühe einen Ausruf der Bewunderung unterdrückten.

Kaum hatten die Piraten Halt gemacht, als die Reihen der rechts und links vor der Hütte aufgestellten Krieger sich fächerartig erweiterten und hinter ihnen schlossen.

Durch diese mit großer Präcision ausgeführte Bewegung sahen sich die Piraten von einem Kreise von mehr als fünfhundert gut berittener und vollständig bewaffneter Männer eingeschlossen.

Der Hauptmann empfand bei der Ausführung dieses Manövers eine Anwandelung von Angst und bereute es beinahe, daß er gekommen war; doch überwand er diese Regung bald und lächelte verächtlich; er glaubte gewiß zu sein, daß er Nichts zu fürchten habe.

Er grüßte die vor ihm stehenden Häuptlinge leicht und wandte sich zu Fröhlich, den er mit fester Stimme fragte:

„Wo ist das junge Mädchen?“

„Ich verstehe nicht, was Ihr meint,“ sagte der Jäger höhnisch, „so viel ich weiß, ist kein junges Mädchen hier, auf welches Ihr Rechte irgend einer Art hättet.“

„Was soll Das heißen und was geht hier vor?“ murmelte der Hauptmann und warf einen mißtrauischen Blick um sich. „Hat Treuherz den Besuch, den ich ihm vor drei Tagen abgestattet habe, vergessen?“

„Treuherz vergißt nie Etwas,“ sagte Fröhlich in

festem Tone, „doch handelt es sich nicht darum; wie habt Ihr die Keckheit haben können, Euch mit einem Haufen Räuber in unserer Mitte zu zeigen?“

„Gut,“ sagte der Hauptmann spottend, „ich sehe, daß Ihr mich mit Redensarten abfinden wollt; was Eure letzte Drohung betrifft, so kümmert sie mich sehr wenig.“

„Dann thut Ihr Unrecht, mein Herr, denn da Ihr die Unvorsichtigkeit begangen habt, Euch selbst in unsere Hände zu liefern, so kann ich Euch die Versicherung geben, daß wir nicht so dumm sein werden, Euch entkommen zu lassen.“

„Oho!“ sagte der Pirat, „was für ein Spiel ist das?“

„Das werdet Ihr sogleich sehen.“

„Ich warte,“ antwortete der Räuber und warf einen herausfordernden Blick um sich.

„In dieser Wildniß, wo keine menschlichen Gesetze bestehen,“ fuhr der Jäger mit heller Stimme fort, „entscheidet das Gesetz Gottes allein und das Gesetz lautet: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, das wißt Ihr?“

„Weiter!“ sagte der Pirat kurz.

„Seit zehn Jahren,“ fuhr Fröhlich gleichmüthig fort, „seid Ihr an der Spitze einer Räuberbande ohne Gott noch Gebot, der Schrecken der Prairie gewesen. Ihr habt sowohl Weiße als Rothe gemordet und geplündert, denn Ihr gehört keinem Lande an, Raub und Diebstahl ist Euer einziges Gebot, seien es Reisende,

Trapper, Jäger, Gambusinos oder Indianer, das gilt Euch gleich, wenn Ihr durch einen Mord Geld gewinnen könnt; noch vor wenigen Tagen habt Ihr das Lager von friedlichen, mexikanischen Reisenden im Sturme genommen und sie erbarmungslos abgeschlachtet. Eine so verbrecherische Laufbahn muß ein Ende haben, — und dieses Ende ist jetzt gekommen. Wir Alle, Jäger und Indianer hier, sind versammelt, um über Euch Gericht zu halten und das unerbittliche Gesetz der Prairie an Euch zu vollziehen."

„Aug' um Auge, Zahn um Zahn," schrieen die Anwesenden und schwangen ihre Waffen.

„Ihr irrt Euch gewaltig, meine Burschen," antwortete der Pirat keck, „wenn Ihr meint, daß ich mich gutwillig, wie ein Kalb, das man zur Schlachtbank führt, werde erwürgen lassen, ich war auf das, was geschehen ist, gefaßt, deshalb seht Ihr mich in so zahlreicher Begleitung. Ich habe zwanzig entschlossene Männer bei mir, die sich zu wehren wissen, Ihr habt mich noch nicht."

„Seht Euch um, und bedenkt, was Ihr zu thun habt."

Der Pirat drehte sich um und sah, daß fünfhundert Flintenläufe auf seine Truppe gerichtet waren.

Ein Zittern flog über seinen Körper, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, der Räuber begriff, daß er sich in großer Gefahr befinde; doch nach kurzem Besinnen hatte er seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen und, zu dem Jäger gewendet, sagte er in spöttischem Tone:

„Ihr scherzt und wollt mich mit Drohungen schrecken, die mich doch wenig kümmern können, denn Ihr wißt sehr gut, daß mich Eure Streiche nicht treffen können. Wie Ihr vorhin ganz richtig bemerktet, habe ich vor einigen Tagen mexikanische Reisende überfallen, doch wißt Ihr ebenfalls, daß der Angesehenste derselben in meine Hände gefallen ist! wagt es, ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen, und der General, der Onkel des jungen Mädchens, das Ihr vergeblich bemüht seid, meiner Gewalt zu entreißen, wird die mir zugefügte Beleidigung augenblicklich mit dem Leben bezahlen. Deshalb, glaubt mir, meine Herren, ist es besser, Ihr gebt es auf, mich schrecken zu wollen, liefert mir Diejenige, die ich zu holen gekommen bin, gutwillig aus oder, ich schwöre es bei Gott! in einer Stunde hat der General aufgehört zu leben!“

Plötzlich drängte sich ein Mann durch die Menge und stellte sich vor den Räuber.

„Ihr irrt,“ sagte er zu ihm, „der General ist frei.“

Der Mann war Treuherz.

Ein Beben der Freude lief durch die Reihen der Jäger und Indianer, indessen die Räuber vor Furcht zitterten.

XIV.

Die Strafe.

Der General und seine beiden Gefährten waren nicht lange in Ungewißheit geblieben.

Nach einigen Zögern legte das Floß endlich an, und fünfzehn Mann stürzten mit lautem Geschrei und vorgehaltener Flinte in die Höhle.

Die Flüchtlinge eilten ihnen voll Freude entgegen.

Sie hatten unter den Ankömmlingen Treuherz, den Häuptling der Comanchen und den Schwarzen Hirsch erkannt.

Der Verlauf der Sache war folgender:

Sobald der Doktor mit dem Hauptmanne in der Höhle verschwanden, war Adlerkopf, der nun die Gewißheit hatte, daß er den Versteck der Räuber entdeckt habe, zu seinen Freunden zurückgekehrt, denen er seine Kriegslist mitgetheilt hatte. Fröhlich war zu Treuherz geschickt worden, der sich beeilt hatte, zu kommen; nun

hatten Alle einstimmig beschlossen, die Räuber in ihrer Höhle zu überfallen, indessen mehrere Truppen Jäger und Rothhaut-Krieger, theils in der Prairie verstreut, theils in den Felsen versteckt waren, um die Flucht der Räuber zu hindern und die Zugänge der Höhle zu bewachen.

Den Erfolg dieses Unternehmens haben wir bereits gesehen.

Nachdem man sich einen Augenblick der Freude hingegeben, daß man ohne Schwertstreich seinen Zweck erreicht habe, theilte der General seinen Befreiern mit, daß ohngefähr zehn Räuber, in Folge des genossenen Opiums, den ihnen der tapfere Doktor beigebracht, in der Höhle lägen und schliefen.

Die Räuber wurden gefesselt und mitgenommen; nachdem hierauf die verschiedenen einzelnen Abtheilungen zusammenberufen worden, trat man im Galopp den Rückweg nach dem Lager an.

Groß war das Erstaunen des Hauptmannes bei den Worten Treuherz', aber dieses Erstaunen verwandelte sich in Entsetzen, als er den General erblickte, den er von seinen Leuten gut bewacht glaubte.

Es wurde ihm klar, daß seine Maßregeln unzureichend und seine List vereitelt, — kurz, daß er dieses Mal ohne Rettung verloren sei.

Das Blut stieg ihm in den Kopf, seine Augen schleuderten Blitze, und zu Treuherz gewandt, sagte er mit rauher, abgestoßener Stimme:

„Gut gespielt! doch ist noch nicht Alles verloren, und bei Gott! ich werde mich rächen."

Er machte Miene, sein Pferd anzuspornen.

Aber Treuherz faßte es beim Zügel und sagte:

„Wir sind noch nicht fertig."

Der Räuber blickte ihn einen Augenblick mit Blut unterlaufenen Augen an, dann zog er sein Pferd heftig zurück, um den Jäger zu zwingen, es loszulassen, und sagte mit vor Zorn bebender Stimme:

„Was wollt Ihr noch von mir?"

Trotzdem sich das Pferd wüthend bäumte, hielt es doch Treuherz mit kräftiger Faust zurück und antwortete:

„Ihr seid gerichtet, das Gesetz der Prairie wird an Euch vollzogen werden."

Der Räuber stieß ein schreckliches Hohngelächter aus, faßte nach den Pistolen in seinem Gürtel und schrie wüthend:

„Wehe Dem, der mich anrührt. Macht mir Platz!"

„Nein," antwortete der Jäger kaltblütig, „heute seid Ihr unwiderruflich gefangen und sollt mir nicht wieder entkommen."

„So stirb!" schrie der Pirat und setzte Treuherz eine seiner Pistolen auf's Herz.

Fröhlich, der allen seinen Bewegungen angstvoll gefolgt war, warf sich mit Blitzesschnelle, von der gefährlichen Lage, in der sich sein Freund befand, getrieben, dazwischen.

Der Schuß fiel. Die Kugel traf den Kanadier, der blutend zurücksank.

„Einer!" schrie der Räuber mit wildem Lachen.

„Zwei!" heulte Adlerkopf, und schwang sich mit der Behendigkeit eines Jaguars auf das Pferd des Piraten.

Ehe der Hauptmann sich zur Wehr setzen konnte, erfaßte ihn der Indianer mit der Linken bei seinen langen Haaren, die er in einen Büschel zusammendrehte und ihm den Kopf zurückwarf.

„Verflucht!" schrie der Pirat und strebte vergeblich, sich von seinem Feinde zu befreien.

Was nun geschah, erfüllte alle Anwesenden mit Schrecken.

Das Pferd, welches Treuherz losgelassen hatte, sprang, sich frei fühlend, und durch die erhaltenen Stöße und die ihm aufgebürdete doppelte Last wüthend gemacht, ganz rasend davon, und riß und stürzte Alles um, was seinen tollen Lauf hinderte.

Die beiden Männer, die sich an seinen Seiten fest klammerten, auf Tod und Leben mit einander kämpften und sich auf dem Rücken des Thieres wie zwei Schlangen bäumten, wurden von demselben mit fortgetragen.

Adlerkopf hatte, wie gesagt, den Kopf des Räubers zurückgeworfen, er kniete auf seinem Leibe, stieß sein scheußliches Kriegsgeschrei aus, und schwang mit fürchterlicher Geberde sein Messer vor der Stirn seines Feindes.

„Tödte mich doch, Elender!“ schrie der Pirat, erhob mit einer raschen Wendung seine linke Hand, in welcher er noch eine Pistole hielt, feuerte sie ab — fehlte aber.

Der Comanchen-Häuptling blickte den Hauptmann starr an:

„Du bist ein Feigling!“ sagte er mit Abscheu, „ein altes Weib, das sich vor dem Tode fürchtet.“

Während er dem Räuber das Knie fest in den Leib stemmte, stieß er ihm das Messer in den Schädel.

Der Hauptmann stieß einen gellenden Schrei aus, der in dem Triumphgeschrei seines Feindes verhallte.

Das Pferd stolperte über eine Baumwurzel und stürzte; die Gegner rollten auf dem Boden.

Nur Einer erhob sich wieder.

Es war der Comanchen-Häuptling, der den blutigen Scalp des Piraten in der Luft schwang.

Dieser aber war noch nicht todt. Beinahe toll vor Wuth und Zorn, während das Blut, welches sein Gesicht überströmte, ihn beinahe blind machte, erhob er sich und stürzte sich auf seinen Gegner, der auf den Angriff nicht gefaßt war.

Sie wanden sich eng umschlungen am Boden, und suchten sich gegenseitig das Messer, mit welchem sie bewaffnet waren, in den Leib zu stoßen.

Mehre Jäger eilten herbei, um sie zu trennen.

Als sie hinkamen war Alles vorbei.

Der Hauptmann lag am Boden, das Messer Adlerkopf's stak bis an's Heft in seinem Leibe.

Die Räuber, welche durch die weißen Jäger und indianischen Krieger, die sie eingeschlossen hatten, in Schach gehalten wurden, wagten keinen unmöglichen Widerstand.

Als der Hauptmann gefallen war, erklärte Franck im Namen seiner Kameraden, daß sie sich ergeben wollten.

Auf ein Zeichen Treuherz' streckten sie ihre Waffen und wurden gefesselt.

Fröhlich, der wackere Kanadier, der durch seinen Heldenmuth das Leben seines Freundes gerettet hatte, war zwar schwer, doch nicht tödlich verwundet. Man hatte sich beeilt, ihn aufzuheben und in die Höhle zu tragen, wo ihn die Mutter des Jägers pflegte.

Adlerkopf näherte sich Treuherz, der düster und nachdenklich an einem Baume lehnte.

„Die Häuptlinge haben sich um das Berathungsfeuer versammelt; sie erwarten meinen Bruder."

„Ich folge, mein Bruder," antwortete der Jäger lakonisch.

Als die beiden Männer in die Hütte traten, fanden sie alle Häuptlinge daselbst versammelt; der General, der Schwarze Hirsch und einige andere Trapper befanden sich unter ihnen.

Der Pfeifenträger brachte das Calumet in die Mitte des Kreises; er verneigte sich ehrfurchtsvoll nach den vier Weltgegenden, und reichte dann der Reihe nach jedem Häuptlinge das Pfeifenrohr.

Nachdem das Calumet die Runde gemacht hatte, schüttelte der Pfeifenträger die Asche in das Feuer, murmelte einige mystische Worte und entfernte sich.

Hierauf erhob sich der alte Häuptling, die Sonne genannt, und sagte, nachdem er die Mitglieder des Rathes begrüßt hatte:

„Häuptlinge und Krieger, hört auf die Worte, die meine Brust aushaucht und die der Herr des Lebens in mein Herz gelegt hat. Was denkt Ihr mit den zwanzig Gefangenen anzufangen, die in Euren Händen sind? Wollt Ihr sie frei geben. damit sie von neuem rauben und morden können? oder Eure Weiber entführen, Eure Pferde stehlen und Eure Brüder umbringen? Wollt Ihr sie nach den steinernen Dörfern, die den großen, weißen Herzen des Westens gehören, bringen? Der Weg ist lang und gefahrvoll, von Bergen und reißenden Strömen durchschnitten, die Gefangenen können während der Reise entkommen, oder Euch im Schlafe überfallen und umbringen. Dann, Ihr wißt es, Krieger, wenn sie die steinernen Dörfer erreicht haben, werden sie die Langmesser wieder in Freiheit setzen, denn es giebt keine Gerechtigkeit für die Rothhäute. Nein, Krieger, der Herr des Lebens, der endlich jene grausamen Männer in unsere Hände gegeben hat, will, daß sie sterben sollen. Er hat ihren Verbrechen ein Ziel gesetzt. Wenn uns ein Jaguar oder grauer Bär auf unserem Wege begegnet, so tödten wir ihn; jene Männer sind weit grausamer als die

Jaguare und grauen Bären, sie haben, wegen des von ihnen vergossenen Blutes, Rechenschaft abzulegen, Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Deshalb laßt sie an den Marterpfahl binden. Ich werfe ein Turbo — Halsband — von rothem Wampums in den Rath. Habe ich gut gesprochen, Ihr mächtigen Männer?"

Nach diesen Worten setzte sich der alte Häuptling wieder hin. Es folgte ein feierliches Schweigen. Offenbar waren alle Anwesenden seiner Meinung.

Treuherz wartete noch einige Zeit; als er sah, daß sich Niemand anschickte, die Rede der Sonne zu beantworten, nahm er das Wort:

„Häuptlinge, Comanchen-Krieger und Ihr, weiße Trapper, meine Brüder," sagte er mit sanfter, trauriger Stimme, „die Worte, welche der ehrwürdige Sachem so eben gesprochen, sind wahr: die Sicherheit der Prairie fordert leider den Tod der Gefangenen. Das Mittel ist schrecklich, doch sind wir genöthigt, zu demselben zu greifen, wenn wir die Früchte unserer harten Arbeit in Frieden genießen wollen. Aber, wenn wir auch gezwungen sind, das unerbittliche Gesetz der Prairie zu vollziehen, wollen wir doch nicht grausam sein, wir wollen strafen, weil es sein muß, aber wie rechtschaffne Männer, nicht wie Barbaren. Wir wollen den Räubern zeigen, daß wir Gerechtigkeit üben, und daß wir sie nicht tödten, um uns zu rächen, sondern um der Ruhe der menschlichen Gesellschaft willen. Ihr Anführer, der Schuldigste von ihnen Allen, ist übrigens

unter den Streichen Adlerkopf's gefallen, laßt uns mild sein in der Gerechtigkeit. Sie mögen ihre Todesart selbst wählen. Wir wollen sie nicht unnöthig quälen. Der Herr des Lebens wird uns zulächeln, er wird mit seinen rothen Kindern zufrieden sein und ihnen reiche Jagdbeute gewähren. Ich habe gesprochen; habe ich gut gesprochen, Ihr mächtigen Männer?" *)

Die Mitglieder des Rathes hatten den Worten des jungen Mannes aufmerksam zugehört. Die Häuptlinge hatten bei den edlen Empfindungen, die er aussprach, wohlwollend gelächelt, denn Alle, Indianer sowohl als Trapper, liebten und ehrten ihn.

Adlerkopf erhob sich.

„Mein Bruder Treuherz hat gut gesprochen," sagte er, „seine Jahre sind zwar wenige, aber seine Weisheit ist groß. Es macht uns glücklich, daß wir Gelegenheit haben, ihm unsere Freundschaft zu beweisen, wir ergreifen sie eifrig. Wir werden thun, was er wünscht."

„Ich danke Euch," antwortete Treuherz mit Wärme, „danke Euch, meine Brüder, die Nation der Comanchen ist eine große und edle Nation, die ich liebe; es macht mich glücklich, daß sie mich aufgenommen hat."

Der Rath wurde aufgehoben, die Häuptlinge verließen die Hütte.

---

*) Dies ist eine Formel, mit der jede indianische Rede schließt.

Die Gefangenen waren in einen Trupp vereinigt, und wurden von einer Anzahl Krieger streng bewacht.

Der öffentliche Ausrufer versammelte alle Glieder des Stammes und die im Dorfe verstreuten Jäger.

Als Alle beisammen waren, ergriff Adlerkopf das Wort, und sagte zu den Räubern:

„Hunde von Bleichgesichter, der Rath der Häuptlinge der großen und mächtigen Nation der Comanchen, deren weites Jagdgebiet sich über einen großen Theil der Erde erstreckt, haben Euer Schicksal entschieden. Trachtet, nach dem Ihr gelebt wie die Raubthiere, wenigstens nicht wie alte, furchtsame Weiber zu sterben, sondern zeigt Euch muthig, und vielleicht erbarmt sich der Herr des Lebens über Euch und nimmt Euch nach Eurem Tode im Eskennane, jenem wonnigem Aufenthalte, auf, wo die Tapferen, die dem Tode fest in's Auge schauten, in Ewigkeit jagen."

„Wir sind bereit," antwortete Franck kaltblütig, „bindet uns an den Pfahl, erfindet die grausamsten Martern, Ihr werdet uns nicht erbleichen sehen."

„Unser Bruder Treuherz," fuhr der Häuptling fort, „hat für Euch gebeten. Man wird Euch nicht an den Pfahl binden, die Häuptlinge lassen Euch die Wahl Eurer Todesart."

Hier zeigte sich der, in den Sitten der Weißen, die seit langer Zeit die Prairie bewohnen, eigenthümliche und charakteristische Zug, daß sie die Gewohnheiten ihrer Vorfahren ablegen, um die der Indianer anzunehmen.

Der von Adlerkopf gemachte Vorschlag empörte den Stolz der Piraten.

„Mit welchem Rechte," sagte Franck, „hat Treuherz für uns gebeten? Meint er denn, wir seien keine Männer? oder daß die Martern uns Klagen erpressen werden, die unserer unwürdig sind? Nein! nein! man führe uns zum Tode, der, welchen Ihr uns werdet erleiden lassen, wird nimmermehr so grausam sein, wie der, den die Krieger Eures Volkes durch uns erlitten haben, wenn sie in unsere Hände fielen."

Bei diesen hochmüthigen Worten, durchlief ein Beben des Zornes die Reihen der Indianer, indessen die Räuber hingegen ein Freudengeschrei erhoben.

„Hunde! Kaninchen!" sagten sie, „die Comanchen sind alte Weiber, denen man Unterröcke geben muß."

Treuherz trat vor.

Es trat wieder Ruhe ein.

„Ihr habt die Worte des Häuptlings falsch verstanden," sagte er, „man beleidigt Euch nicht, sondern ehrt Euch, wenn man Euch Eure Todesart wählen läßt; hier ist mein Dolch; man wird Euch entfesseln, laßt ihn von Hand zu Hand gehen und stoßt ihn Euch der Reihe nach in die Brust! Der freie Mann, der sich ohne Bedenken auf einen Streich tödtet, ist muthiger wie Der, welcher an den Marterpfahl gebunden wird, und, um den Schmerzen schneller zu entgehen, seinen Henker beschimpft, damit er ihn schneller tödte."

Die Worte des Jägers wurden mit ungeheurem Beifall aufgenommen.

Die Räuber beriethen sich einen Augenblick mit den Augen, dann bekreuzten sie sich Alle und riefen einstimmig:

„Wir nehmen es an!"

Die kurz vorher lärmende und tobende Menge wurde plötzlich stumm und aufmerksam, in der Erwartung des fürchterlichen Drama's, das vor ihr gespielt werden sollte.

„Bindet die Gefangenen los," befahl Treuherz.

Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen.

„Euren Dolch!" sagte Franck.

Der Jäger gab ihm den Dolch.

„Ich danke Euch, lebt wohl," sagte der Pirat mit fester Stimme, hierauf öffnete er seine Kleider, und stach den Dolch langsam und lächelnd, als ob er den Tod recht genießen wolle, bis an's Heft in seine Brust.

Allmälig überzog Todtenbläße sein Gesicht, die Augen rollten in ihren Höhlen und blickten starr um sich, er wankte wie ein Betrunkener und stürzte zu Boden.

Er war todt.

„Jetzt mir!" schrie der Räuber, der auf ihn folgte, riß den Dolch noch rauchend aus der Wunde und stach ihn sich in's Herz.

Er stürzte auf die Leiche des Ersten.

Nach diesem traf die Reihe den Folgenden, dann

den darauf Folgenden und so weiter, Keiner zögerte oder zeigte sich schwach, Alle fielen lächelnd und dankten Treuherz für den Tod, den sie ihm verdankten.

Die Anwesenden waren über diese fürchterliche Hinrichtung entsetzt, doch fesselte sie das entsetzliche Schauspiel, der Anblick des Blutes berauschte sie gewissermaßen, und so standen sie mit starrem Blick und gepreßtem Athem da, unfähig die Augen wegzuwenden.

Bald war nur noch ein Räuber übrig; er betrachtete einen Augenblick, die neben ihm über einander liegenden Leichen, zog dann den Dolch aus der Brust des Vorhergehenden und sagte lächelnd:

„Ich fühle mich glücklich, in so guter Gesellschaft zu sterben, aber wo zum Teufel! kommt man nach dem Tode hin? Bah! ich Dummkopf, das werde ich ja gleich erfahren.“

Und mit einer raschen Bewegung stieß er sich den Dolch in die Brust.

Er fiel augenblicklich todt hin.

Die scheusliche Schlachterei hatte nicht länger als eine Viertelstunde gedauert. *)

Keiner der Räuber hatte gefehlt, alle hatten sich auf den ersten Stich getödtet.

„Mir den Dolch!“ sagte Adlerkopf, und zog ihn

---

*) Die ganze Scene ist faktisch und in allen Einzelnheiten wahr, der Verfasser hat in Apacheria einer solchen Hinrichtung beigewohnt.

noch dampfend aus der Brust der zuckenden Leiche, es ist eine gute Waffe für einen Krieger," darauf wischte er ihn im Grase ab und steckte ihn gleichmüthig in den Gürtel.

Die Leichen der Piraten wurden skalpirt und zum Lager hinausgetragen.

Man überließ sie den Geiern und Urubus, denen sie eine reichliche Mahlzeit boten, und die, vom Geruch des Blutes angezogen, sie schon von der Höhe aus umkreis'ten, und ein düsteres Freudengeschrei erhoben.

Die gefürchtete Bande des Hauptmannes Waktehno war vernichtet.

Unglücklicherweise gab es deren noch mehre in den Prairien.

Nach beendeter Hinrichtung gingen die Indianer sorglos in ihre Hütten zurück; es war für sie ein längst gewohntes Schauspiel gewesen, welches ihre Nerven nicht mehr zu erschüttern vermochte.

Die Trapper hingegen gingen trotz des beschwerlichen Lebens, welches sie führen, und des Blutes, das sie vergießen sehen und selbst vergießen, bedrückt und mit schwerem Herzen nach der schrecklichen Schlachterei heim.

Treuherz und der General gingen nach der Höhle.

Die im Inneren derselben weilenden Frauen wußten nichts von der schrecklichen Scene, die eben gespielt hatte, und der blutigen Sühne, mit der sie geendet hatte.

XV.

Die Verzeihung.

Das Wiedersehen des Generals und seiner Nichte war ergreifend.

Der alte, kürzlich so schwer geprüfte Soldat fühlte sich glücklich, das einfache Kind, das seine ganze Familie war, in seinen Armen zu halten, nachdem sie den Schrecknissen, die über sie hereingebrochen waren, glücklich entgangen war.

Sie verloren sich Beide lange Zeit in süßem Geplauder, der General erkundigte sich theilnehmend, wie sie die Zeit während seiner Gefangenschaft zugebracht habe, das junge Mädchen fragte ihn hingegen, welche Gefahren er bestanden, und welche Mißhandlungen er ertragen habe.

„Was ist jetzt Dein Plan, lieber Onkel?“ fragte sie ihn.

„Liebes Kind,“ sagte er traurig und mit einem

unterdrückten Seufzer, „wir müssen diese schreckliche Gegend unverzüglich verlassen und nach Mexiko zurückkehren.“

Zwar sah das junge Mädchen die Nothwendigkeit einer schnellen Rückkehr ein, doch wurde ihr, wenn sie daran dachte, das Herz schwer. Wenn sie abreis'ten, mußte sie den Geliebten verlassen, mußte dem Manne, den sie im traulichen Umgange erst recht schätzen und bewundern gelernt hatte, und der ihrem Leben und Glücke von nun an unentbehrlich geworden war, entsagen.

„Was hast Du mein Kind? Du bist traurig, in Deinen Augen stehen Thränen,“ fragte ihr Onkel und drückte ihr theilnehmend ihre Hand.

„Ach! lieber Onkel,“ antwortete sie mit klagender Stimme, „wie sollte ich nach Allem, was sich in den letzten Tagen ereignet hat, nicht traurig sein. Mein Herz ist gebrochen.“

„Wahr ist es, daß die fürchterlichen Begebenheiten deren Zeuge und Opfer wir gewesen, mehr als hinreichend sind, um Dich traurig zu machen; doch Du bist noch jung, mein Kind, in einiger Zeit werden jene Schrecknisse nur noch wie Gefahren, die Du, Gott Lob, nicht mehr wirst zu überstehen haben, in Deiner Erinnerung leben.“

„Wir reisen also wohl bald ab?“

„Wo möglich morgen; was soll ich länger hier thun? Der Himmel erklärt sich selbst gegen mich, da

er mich zwingt, ein Unternehmen aufzugeben, dessen Gelingen das Glück meines Alters begründet haben würde; aber Gott will nicht, daß ich getröstet werde; sein Wille geschehe," fügte er ergeben hinzu.

„Was willst Du damit sagen, Onkel?" fragte das junge Mädchen lebhaft.

„Es ist nichts, was Dich jetzt interessiren kann, es ist besser, wenn Du es nicht weißt, und ich allein zu leiden habe; ich bin alt, ich bin daran gewöhnt," sagte er schwermüthig.

„Armer Onkel!"

„Ich danke Dir für Deine Liebe, mein Kind; aber wir wollen diesen Gegenstand, der Dich betrübt, ruhen lassen, reden wir lieber, wenn Du es erlaubst, von den wackeren Leuten, denen wir so sehr verflichtet sind."

„Treuherz," flüsterte Donna Luz erröthend.

„Ja," antwortete der General, „Treuherz und seine Mutter, eine würdige Frau, der ich, wegen Fröhlich's Verwundung, noch gar nicht habe danken können, und der Du es, wie Du sagst, zu danken hast, daß Du keine Entbehrung gelitten."

„Sie hat wie eine zärtliche Mutter für mich gesorgt."

„Wie werde ich ihr und ihrem edlen Sohne jemals lohnen können? sie ist glücklich, einen solchen Sohn zu haben; das ist eine Freude, die mir leider versagt ist, ich bin allein!" sagte der General und ließ den Kopf muthlos in die Hände sinken.

„Und ich?" sagte das junge Mädchen liebkosend.

„Ja Du!“ antwortete er, indem er sie umarmte, „Du bist meine geliebte Tochter, aber ich habe keinen Sohn! ...“

„Das ist wahr!“ murmelte sie nachdenklich.

„Treuherz,“ fuhr der General fort, „ist ein zu uneigennütziger Mensch, um Etwas von mir anzunehmen; was ist zu thun? wie soll ich mich dankbar erweisen? wie die großen Dienste, die er mir erwiesen, gebührend erkennen?“

Es trat eine kurze Pause ein.

Donna Luz neigte sich zu dem General, küßte ihn auf die Stirne, und sagte mit leiser, bebender Stimme, indem sie ihr Gesicht an seiner Schulter verbarg:

„Lieber Onkel, es fällt mir etwas ein.“

„Rede, mein Liebchen,“ antwortete er, „rede ohne Furcht, vielleicht hat Gott Dir es eingegeben.“

„Nicht wahr, Onkel, Du hast keinen Sohn, dem Du Deinen Namen und Dein ungeheures Vermögen hinterlassen könntest?“

„Ach!“ murmelte er, „eine kurze Zeit habe ich geglaubt, ihn wiederfinden zu können, aber diese Hoffnung ist für immer geschwunden, Kind, Du weißt, daß ich allein bin.“

„Treuherz sowohl, als seine Mutter, werden Nichts von Dir annehmen wollen.“

„Das ist wahr.“

„Doch glaube ich, gäbe es ein Mitttel, sie dazu zu bewegen, ja zu zwingen.“

„Welches Mittel?“ fragte er lebhaft.

„Lieber Onkel, da Du zu Deinem Leidwesen keinen Sohn hast, dem Du Deinen Namen geben könntest, ist kein Grund vorhanden, weshalb Du nicht Treuherz an Sohnes Statt annehmen könntest.“

Der General sah sie an; sie zitterte und ward sehr roth.

„Ja, Liebchen,“ sagte er, und umarmte sie zärtlich, „das ist wirklich ein herrlicher Einfall, er ist nur leider unausführbar; ich würde stolz und glücklich sein, einen Sohn wie Treuherz zu besitzen, aber seine Mutter, die ihn, wie Du mir selbst gesagt hast, anbetet, wird sich nie entschließen, sein Herz mit einem Fremden zu theilen.“

„Vielleicht doch!“ flüsterte sie.

„Und gesetzt auch, was ich für unmöglich halte, geschähe, und seine Mutter entschlösse sich aus Liebe zu ihm und um ihm eine Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, dies Opfer zu bringen, — denn eine Mutter ist zu Allem fähig, — so würde er es nicht annehmen; glaubst Du denn, Liebe, daß ein Mann, der wie er, in der Wildniß aufgewachsen ist, dessen ganzes Leben eine Folge überraschender und ergreifender Begebenheiten, in Mitten einer herrlichen Natur gewesen, sich entschließen wird, um des Goldes Willen, das er verachtet, und wegen eines Namens, der ihn nichts nützt, dieses abenteuerliche Leben voll süßer und schrecklicher Empfindungen, das ihm Bedürfniß geworden ist,

aufzugeben? Nein, nein, die Luft in unseren Städten würde ihn niederdrücken; einer außergewöhnlichen Natur, wie der seinen, würde unsere Civilisation tödtlich sein; gieb den Gedanken auf, mein Kind, ich bin leider fest überzeugt, daß er es ablehnen würde."

„Wer weiß?" sagte sie und nickte mit dem Kopfe.

„Gott ist mein Zeuge," fuhr der General mit Nachdruck fort, „daß es mich glücklich machen würde, wenn es gelänge, alle meine Wünsche wären erfüllt, aber warum wollen wir uns mit leeren Träumen trösten? er wird nicht wollen, sage ich Dir, und ich bin gezwungen, zuzugeben, daß er Recht daran thun wird."

„Versuche es nur, Onkel," drang sie in ihn, „wenn Dein Vorschlag nicht angenommen wird, hast Du Treuherz wenigstens gezeigt, daß Du nicht undankbar bist, und daß Du seinen wahren Werth erkannt hast."

„Du bestehst darauf?" fragte der General, der sich gern überreden ließ.

„Ich wünsche es, lieber Onkel," sagte sie und umarmte ihn, um ihr Erröthen und ihre Freude zu verbergen, „ich weiß nicht, — warum? aber ich glaube, es wird Dir gelingen."

„So sei es denn," murmelte der General mit trübem Lächeln, „bitte Treuherz und seine Mutter, zu mir zu kommen."

„In fünf Minuten bringe ich sie her," sagte sie strahlend vor Freude.

Hierauf eilte das junge Mädchen mit der Behen-

digkeit einer Gazelle durch die Windungen der Höhle davon.

Sobald er allein war, ließ der General den Kopf gedankenvoll sinken, und versank in tiefes Sinnen.

Einige Minuten später standen Treuherz und seine Mutter, geführt von Donna Luz, vor ihm.

Der General richtete sich auf, begrüßte sie und gab seiner Nichte ein Zeichen, sie allein zu lassen.

Das junge Mädchen entfernte sich zitternd.

In diesem Theile der Grotte herrschte nur ein Halbdunkel, welches die Gegenstände nicht deutlich erkennen ließ; durch einen sonderbaren Zufall hatte Treuherz' Mutter ihr Rebozo so aufgesetzt, daß er ihr Gesicht fast ganz verdeckte.

Deshalb wollte es dem General, trotz der Aufmerksamkeit, mit der er sie betrachtete, nicht gelingen, ihre Züge zu erkennen.

„Sie haben uns zu sprechen gewünscht, General,“ sagte Treuherz heiter, „wir haben uns, wie Sie sehen, beeilt, Ihren Wünschen nachzukommen.“

„Ich danke Ihnen für diese Bereitwilligkeit, mein Freund,“ antwortete der General, „vor allen Dingen bitte ich Sie, den Ausdruck meiner Dankbarkeit für die wichtigen Dienste, die Sie uns erwiesen haben, mein Freund — gestatten Sie mir, Sie so zu nennen — entgegenzunehmen, dies gilt gleichfalls Ihrer vortrefflichen Mutter, für die zärtliche Sorgfalt, die sie meiner Nichte gewidmet hat.“

„General," antwortete der Jäger gerührt, „ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, die mich für Das, was Sie mir schuldig zu sein glauben, reichlich belohnt. Ich habe, indem ich Ihnen beistand, dem Gelübde gemäß gehandelt, das ich gethan habe, daß ich meinen Nächsten niemals ohne Hülfe lassen will; glauben Sie mir, ich verlange keine andere Belohnung, als Ihre Achtung, und ich bin für das Wenige, was ich gethan habe, durch die Zufriedenheit, die ich jetzt empfinde, reichlich belohnt."

„Erlauben Sie, ich muß darauf bestehen, daß ich Sie noch auf andere Weise belohne."

„Mich belohnen!" rief der ungestüme, junge Mann aus und trat, bis zur Stirn erröthend, zurück.

„Lassen Sie mich ausreden," erwiderte der General lebhaft, „wenn Ihnen dann der Vorschlag, den ich Ihnen zu machen habe, nicht ansteht, nun gut, so antworten Sie mir eben so offen, wie ich jetzt zu Ihnen reden werde."

„Sprechen Sie, General, ich höre."

„Mein Freund, ich verfolge auf meiner Reise durch die Prairien einen heiligen Zweck, den ich nicht habe erreichen können! Sie wissen den Grund: die Männer, die mich begleiteten, sind an meiner Seite gestorben. Beinahe allein, wie ich es nun bin, sehe ich mich genöthigt, meine Nachforschungen aufzugeben, die, wenn sie geglückt wäre, die Ruhe meiner letzten Tage begründet haben würden. Gott sucht mich schwer heim.

Alle meine Kinder habe ich sterben sehen; nur Eines könnte ich noch besitzen, aber ich habe es in einem Augenblicke wahnsinnigen Stolzes von meiner Seite gewiesen; jetzt, wo ich mein Lebensende erreicht habe, ist mein Haus leer, mein Herd öde und verlassen. Ich bin leider allein! ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne einen Erben, dem ich, nicht mein Vermögen, aber meinen Namen hinterlassen könnte, den ich von einer Reihe von Vorfahren fleckenlos ererbt habe. Wollen Sie mir die Familie, die ich verloren habe, ersetzen, antworten Sie, Treuherz, wollen Sie mein Sohn sein?"

Bei den letzten Worten hatte sich der General erhoben und die Hand des jungen Mannes erfaßt, die er mit Thränen in den Augen, drückte.

Bei diesem unerwarteten Vorschlage stand der Jäger überrascht und bebend da, und wußte nicht, was er antworten sollte.

Seine Mutter warf lebhaft ihren Rebozo zurück und zeigte ihr Gesicht, was, von einer unaussprechlichen Freude umgewandelt, strahlte. Sie trat zwischen die beiden Männer, legte ihre Hand auf die Schulter des Generals, blickte ihn fest an, und sagte mit vor Rührung bebender Stimme:

„Endlich! Don Ramon de Garillas! Du forderst also den Sohn zurück, den Du seit zwanzig Jahren grausam verstoßen hast?"

„Weib, was willst Du damit sagen?" erwiderte der General mit stockendem Athem.

„Ich will sagen, Don Ramon," antwortete sie mit feierlicher Stimme, „daß ich Donna Jesusita bin, Deine Frau, daß Treuherz Dein Sohn Rafael ist, dem Du geflucht hast."

„Ach!" rief der General aus, und kniete auf dem Boden nieder, indem die Thränen sein Gesicht überströmten, „Verzeihung! mein Sohn, Verzeihung!"

„Mein Vater," sagte Treuherz und stürzte auf ihn zu, um ihn aufzuheben, „was thust Du?"

„Mein Sohn," sagte der Greis, den der Schmerz und die Freude beinahe wahnsinnig machten, „ich stehe nicht eher auf, bis Du mir verziehen hast."

„Stehe auf, Don Ramon," sagte Donna Jesusita sanft, „in dem Herzen der Mutter sowohl, als des Sohnes wonht schon lange nur Liebe und Ehrerbietung für Dich."

„Ach!" rief der Greis aus, und umarmte sie abwechselnd mit Entzücken; „das ist zu viel Glück, ich verdiene es nicht, so glücklich zu sein, nachdem ich so grausam gewesen."

„Lieber Vater," antwortete der Jäger mit Adel, „ich bin in Folge der verdienten Strafe, die Du mir auferlegt hast, ein ehrlicher Mann geworden, vergiß daher die Vergangenheit wie einen Traum, und denke nur an die freundliche Zukunft."

In diesem Augenblicke kam Donna Luz schüchtern und furchtsam herbei.

Sobald er sie erblickte, eilte der General auf sie

zu, nahm sie bei der Hand, führte sie zu Donna Jesusita, die die Arme nach ihr ausbreitete, und sagte mit freudestrahlender Miene:

„Du kannst Treuherz unbedenklich lieben, meine Nichte, denn er ist wirklich und wahrhaftig mein Sohn. Gott hat in seinem unendlichen Erbarmen gestattet, daß ich ihn in dem Augenblicke wiederfinde, wo ich an diesem Glücke gänzlich verzweifelte.“

Das junge Mädchen that einen Ausruf der Freude und verbarg ihr Gesicht verschämt in Donna Jesusita's Busen, während sie Rafael ihre Hand überließ, die er mit Küssen bedeckte, als er zu ihren Füßen niederfiel.

Nachschrift.

Es war einige Monate nach der Expedition des Grafen Raousset Boulbon.

Zu der Zeit waren die Franzosen in Sonora hoch angesehen.

Alle Reisende jener Nation waren, wenn sie zufällig nach jenem Theile von Amerika kamen, gewiß, überall, wo sie sich aufhielten, die herzlichste und bereitwilligste Aufnahme zu finden.

Ich hatte, von meiner Sucht nach Abenteuern getrieben, Mexiko verlassen, ohne einen anderen Zweck damit zu verbinden, als mich im Lande umzusehen.

Ich ritt einen vortrefflichen Mustang, den ein Waldläufer, einer meiner Freunde, mit dem Lasso gefangen und mir geschenkt hatte, und mit dem ich schon das ganze amerikanische Festland bereis't hatte. Ich war nämlich in kleinen Tagereisen, meiner Gewohnheit gemäß, über eine Strecke von mehren hundert Meilen

gekommen, hatte unterwegs Schneeberge erstiegen, ungeheure Einöden, reißende Ströme und wilde Gewässer durchschritten, um die spanischen Städte, die am Ufer des Stillen Oceans liegen, als Tourist zu besuchen.

Ich war seit siebenundfünfzig Tagen unterwegs und reis'te wie ein ächter Bummler, indem ich mein Zelt überall aufschlug, wo mich meine Laune dazu antrieb.

Indessen näherte ich mich dem Ziele, das ich mir gesteckt hatte, ich war nur noch wenige Meilen von Hermosillo entfernt, — jener Stadt, die, von Mauern umgeben, eine Bevölkerung von fünfzehntausend Einwohnern zählt, eine Besatzung von eilfhundert Mann regelmäßiger Truppen unter dem Commando des Generals Bravo, eines der besten und tapfersten Offiziere in Mexiko, besitzt und die der Graf Raousset an der Spitze von nicht ganz zweihundert Franzosen keck angriff und in zwei Stunden mit dem Bajonet einnahm.

Die Sonne war untergegangen und die Dunkelheit nahm mit jedem Augenblicke zu. Mein armes Pferd, das, von einem Marsche von fünfzehn Meilen, ermüdet war, und welches ich seit einigen Tagen sehr angestrengt hatte, um eher nach Guaymas zu kommen, schritt nur noch mit Mühe weiter und stolperte bei jedem Schritte über die spitzen Steine des Weges.

Ich war selbst sehr ermüdet und starb fast vor Hunger, war daher über die Aussicht, noch eine Nacht im Freien zuzubringen, nicht besonders erfreut.

Ich fürchtete, mich in der Dunkelheit zu verirren, und spähte umsonst nach einem Lichte umher, das mich zu irgend einer Wohnung hätte führen können. Ich wußte, daß ich mehre Haciendas — Landhäuschen — in der Nähe von Hermosillo finden würde.

Ich bin, wie alle Menschen, die lange Zeit ein unstätes Leben geführt haben und im Laufe desselben mehr oder weniger Unannehmlichkeiten erfahren haben, mit einer guten Dosis philosophischen Gleichmuthes versehen; dies ist besonders in Amerika etwas Unentbehrliches, wo man meistentheils auf seinen eigenen Scharfsinn angewiesen ist und selten auf fremden Beistand rechnen darf.

Ich fügte mich willig in das Unvermeidliche und gab mit einem Seufzer die Hoffnung auf ein Abendessen und ein Obdach auf; da die Nacht immer finsterer wurde und es nutzlos gewesen wäre, weiter zu gehen, indem ich leicht eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlagen konnte, als ich wollte, so sah ich mich nach einer passenden Stelle um, wo ich mein Lager aufschlagen, Feuer anzünden und etwas Futter für mein Thier suchen könnte, das gleich mir ganz verhungert war.

Das war auf dem sonnenverbrannten und mit staubartigem, feinem Sande bedeckten Boden nicht leicht; endlich, nach langem Suchen, fand ich einen verkümmerten Baum, an dessen Fuß eine dürftige Vegetation sproßte.

Eben wollte ich vom Pferde steigen, als der entfernte Tritt eines Pferdes, welches denselben Weg wie ich zu verfolgen schien und schnell näher kam, an mein Ohr traf.

Ich blieb unbeweglich stehen.

Die Begegnung eines Reiters des Nachts in der mexikanischen Wildniß ist immer eine bedenkliche Sache.

Der Fremde, dem man da begegnet, kann zwar auch ein ehrlicher Mann sein, doch ist hundert gegen eins zu wetten, daß es ein Schurke ist.

In der Ungewißheit lud ich meine Revolver und wartete.

Ich brauchte nicht lange zu warten.

Nach dem Verlaufe von fünf Minuten hatte mich der Reiter eingeholt.

„Buenas nochus, caballero. — Guten Abend, mein Herr,“ sagte er im Vorüberreiten.

Der mir so offen gebotene Gruß klang so ehrlich, daß meine Zweifel sogleich verschwunden waren.

Ich antwortete ihm.

„Wohin gehen Sie so spät?“ fragte er mich.

„Das würde ich, meiner Treu, selbst gern wissen,“ antwortete ich treuherzig, „ich glaube, ich habe mich verirrt; in der Ungewißheit habe ich beschlossen, die Nacht unter jenem Baume zuzubringen.“

„Das ist ein schlechtes Obdach,“ sagte der Reiter kopfschüttelnd.

„Ja,“ sagte ich philosophisch, „aber in Ermange-

lung eines Besseren werde ich mich mit demselben begnügen; ich komme um vor Hunger, mein Pferd ist halbtodt vor Müdigkeit und wir haben Beide keine Lust, länger umherzuirren, um eine zweifelhafte Gastfreundschaft anzusprechen, besonders zu dieser Stunde der Nacht."

„Hm!" sagte der Unbekannte und warf einen Blick auf meinen Mustang, der mit gesenktem Kopfe einige Grashälmchen zu erwischen suchte, „Ihr Pferd scheint von guter Raçe zu sein, ist es denn so müde, daß es nicht im Stande wäre, ein Paar Meilen höchstens noch zu laufen?"

„Es wird, nöthigenfalls, noch zwei Stunden laufen," antwortete ich lächelnd.

„So folgt mir denn in Gottes Namen," fuhr der Unbekannte in scherzhaftem Tone fort, „ich verspreche Euch Beiden ein gutes Obdach und ein gutes Abendbrod."

„Das nehme ich mit Dank an," sagte ich und gab meinem Pferde die Sporen.

Das edle Thier, welches zu verstehen schien, um was es sich handelte, trabte ziemlich tapfer weiter.

Der Fremde war, so viel ich sehen konnte, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit offenem und intelligentem Gesichte; er trug die Kleidung der Landbewohner, einen breitkrämpigen Filzhut mit einem drei Finger breiten goldenen Bande geziert, ein buntes Zarapé fiel von seinen Schultern auf seine Beine herab

und bedeckte den Hintertheil seines Pferdes, an seinen Vaqueros-Stiefeln waren schwere silberne Sporen mit Riemen befestigt.

An seiner Seite trug er, wie alle Mexikaner, das Machete, eine Art kurzer, gerader Säbel, den Dolchen unserer Infanteristen nicht unähnlich.

Bald wurde unsere Unterhaltung lebhafter und vertraulicher.

Nach kaum einer halben Stunde sah ich die Gebäude einer ansehnlichen Wohnung aus dem Dunkel aufsteigen; es war die Hacienda, in welcher mir mein Führer eine gute Aufnahme versprochen hatte.

Mein Pferd beschleunigte seinen Lauf aus eigenem Antriebe.

Ich warf einen neugierigen Blick um mich und sah die hohen Hecken einer gut gepflegten Huerta und alle Zeichen des Comforts.

Ich dankte innerlich meinem guten Sterne, der mich eine so glückliche Begegnung hatte machen lassen.

Bei unserer Ankunft ließ ein, wahrscheinlich als Wache aufgestellter Reiter ein lautes „Werda" erschallen, während sieben bis acht Rastreros, von guter Raçe, herbeikamen, meinen Führer mit freudigem Geheule umsprangen und mich der Reihe nach anrochen.

„Ich bin es," sagte mein Begleiter.

„Nun, so kommt doch endlich, Fröhlich," sagte die Wache, „man erwartet Euch seit länger als einer Stunde."

„Geht und sagt dem Herrn, daß ich einen Reisenden mitbringe," schrie mein Führer, „vorzüglich, Schwarzer Hirsch, vergeßt nicht zu sagen, daß es ein Franzose ist."

„Wie wißt Ihr das?" fragte ich etwas ärgerlich, „denn ich bilde mir ein, das Spanische sehr rein zu sprechen."

„Alle Wetter, weil wir beinahe Landsleute sind," sagte er lachend.

„Wie so denn?"

„Nun, ich bin ein Kanadier, Sie werden begreifen, daß ich den Accent gleich erkannt habe."

Während dieses kurzen Wortwechsels hatten wir den Eingang der Hacienda erreicht, wo wir mehre Personen antrafen, die uns erwarteten, um uns zu empfangen.

Wie es schien, hatte die Ankündigung meines Begleiters, daß ich ein Franzose sei, einigen Eindruck gemacht.

Zehn bis zwölf Diener trugen Fackeln, bei deren Scheine ich unterscheiden konnte, daß sechs bis acht Menschen, Männer und Frauen, sich herzudrängten, um uns zu empfangen.

Der Herr der Hacienda, den ich sogleich erkannte, kam uns, mit einer Dame am Arme, entgegen, die sehr schön gewesen sein mußte, denn sie konnte noch für angenehm gelten, obgleich sie nahe an vierzig Jahre alt war.

Ihr Mann war ein hochgewachsener Fünfziger mi

männlichen und charakteristischen Zügen; fünf bis sechs allerliebste Kinder, die ihnen zu ähnlich sahen, um nicht die Ihrigen zu sein, umstanden sie mit aufgerissenen Augen.

Im Hintergrunde endlich stand eine Dame von ungefähr sechszig Jahren und ein beinahe hundertjähriger Greis halb im Schatten.

Ich umfaßte die gesammte Familie, deren patriarchalisches Aussehen, Sympathie und Ehrerbietung erweckte, mit einem Blicke.

„Mein Herr,“ sagte der Hacendero freundlich und erfaßte den Zügel meines Pferdes, um mir beim Absteigen behülflich zu sein, „Esa casa se de V— dieses Haus gehört Ihnen. Ich bin meinem Freunde Fröhlich sehr dankbar, daß er Sie überredet hat, mit herzukommen.“

„Ich gestehe, mein Herr,“ antwortete ich lächelnd, „das ihm Das nicht sehr schwer geworden ist und daß ich das Anerbieten, welches er so freundlich war, mir zu machen, dankbar angenommen habe.“

„Wenn es Ihnen gefällig ist,“ fuhr der Hacendero fort, „wollen wir, da es schon spät ist und ganz besonders, weil Sie der Ruhe bedürfen, sogleich in den Speisesaal gehen; wir wollten uns eben zu Tische setzen, als man uns Ihre Ankunft meldete.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ antwortete ich und verneigte mich, „Ihr freundlicher Empfang hat mich bereits meine Müdigkeit vergessen lassen.“

„Daran erkennen wir die französische Höflichkeit," sagte die Dame mit einem allerliebsten Lächeln.

Ich bot der Dame vom Hause meinen Arm und wir begaben uns in den Speisesaal, wo auf einer ungeheuren Tafel eine wahrhaft homerische Mahlzeit aufgetragen war, deren angenehmer Duft mich daran erinnerte, daß ich seit zwölf Stunden nichts gegessen hatte.

Man setzte sich.

Es waren wenigstens vierzig Personen um den Tisch versammelt.

In der Hacienda bestand noch der alte Gebrauch, welcher anfängt sich zu verlieren, daß die Diener des Hauses mit der Herrschaft speisen.

Alles, was ich in dem Hause sah und hörte, bestach mich; es herrschte ein Geist der Rechtschaffenheit darin, der Einem das Herz erwärmte.

Als der erste Hunger gestillt war, wurde die bis dahin stockende Unterhaltung allgemein.

„Nun, Fröhlich," sagte der Großvater zu meinem Führer, der neben mir saß und seine Gabel eifrig in Bewegung setzte, „haben Sie die Fährte des Jaguars entdeckt?"

„Ich habe nicht nur die Fährte gefunden, General, sondern ich habe Grund, zu glauben, daß der Jaguar nicht allein ist, sondern daß er einen Begleiter hat."

„So! so!" sagte der Greis, „wissen Sie das gewiß?"

„Ich kann mich irren, General, doch glaube ich es nicht. Fragen Sie nur Treuherz, dort unten in den Prairien des Westens hatte ich einigen Ruf.“

„Fröhlich wird wohl Recht haben, mein Vater,“ sagte der Hacendero und nickte bejahend, „er ist ein zu erfahrener Jäger, um sich täuschen zu lassen.“

„Da werden wir ein Treiben veranstalten müssen, um uns von der gefährlichen Nachbarschaft zu befreien. Bist Du nicht auch der Ansicht, Rafael?“

„Es war meine Absicht, Vater, es freut mich, daß Du denselben Gedanken hast; ich habe schon mit dem Schwarzen Hirsch gesprochen, es wird wohl schon Alles bereit sein.“

„Die Jagd kann beginnen, wenn es Euch beliebt, es ist Alles in Ordnung,“ sagte ein ältlicher Mann, der nicht weit von mir saß.

Die Thüre ging auf und ein Mann trat ein.

Seine Ankunft wurde mit Ausrufen der Freude begrüßt; Don Rafael und seine Frau standen lebhaft auf und gingen ihm entgegen.

Diese Höflichkeit überraschte mich um so mehr, als der Ankömmling nur ein Bravo oder freier Indianer war; er trug die vollständige Kleidung der Krieger seines Stammes. Vermöge meines häufigen Aufenthaltes unter den Rothhäuten glaubte ich zu erkennen, daß er zu einem der zahlreichen Comanchen-Stämme gehöre.

„Ach! Adlerkopf, Adlerkopf!“ riefen die Kinder und umringten ihn vergnügt.

Der Indianer nahm sie nach der Reihe in seine Arme, küßte sie und beschenkte sie mit einigen jener Kleinigkeiten, die die Eingeborenen Amerika's mit so viel Geschick verfertigen.

Dann trat er lächelnd vor, begrüßte die zahlreiche Gesellschaft, die im Saale versammelt war, mit vollendeter Anmuth und ließ sich zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau nieder.

„Wir erwarteten Euch noch vor Sonnenuntergange, Häuptling," sagte die Dame freundlich, „es ist nicht Recht, daß Ihr uns habt so lange warten lassen."

„Adlerkopf war auf der Fährte der Jaguare," sagte der Häuptling gemessen, „meine Tochter soll sich nicht fürchten, die Jaguare sind todt."

„Wie! Ihr habt die Jaguare schon getödtet, Häuptling?" sagte Don Rafael lebhaft.

„Mein Bruder wird ja sehen! Die Felle sind sehr schön, sie liegen im Hofe."

„Nun, Häuptling," sagte der Großvater und reichte ihm die Hand, „ich sehe, daß Ihr noch immer unsere Vorsehung sein wollt."

„Mein Vater spricht gut," sagte der Häuptling und verneigte sich, „der Herr des Lebens räth es an; die Familie meines Vaters ist die meine."

Nach der Mahlzeit führte mich Don Rafael in eine behagliche Schlafstube, wo ich, noch sehr beschäftigt mit Dem, was ich an dem Abende gehört und gesehen hatte, einschlief.

Am anderen Morgen wollten meine Wirthe durchaus nicht in meine Abreise willigen; ich muß gestehen, daß ich nicht gar zu hartnäckig darauf bestand. Ich war über die freundliche Aufnahme, die ich gefunden, nicht nur sehr erfreut, sondern eine geheime Neugierde trieb mich an, noch einige Tage zu verweilen.

So verging eine Woche.

Don Rafael und seine Familie überschütteten mich mit liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, mein Leben glich fortwährend einem schönen Traume.

Ich weiß nicht, warum? — aber Alles, was ich seit meiner Ankunft in der Hacienda gesehen, hatte die Neugierde, die ich vom Anfange an empfunden, nur erhöht.

Es wollte mir scheinen, als ob dem Glücke, das jetzt aus allen Mienen dieser glücklichen Familie sprach, eine lange Reihe von Unglücksfällen vorhergegangen sein mußte.

Ich konnte nicht glauben, daß das Leben dieser Menschen immer ruhig und still dahingeflossen sei, sondern ich bildete mir — ohne selbst zu wissen, warum? — ein, daß sie nach einer langen Prüfungszeit den Hafen endlich gefunden hätten.

Ihre Mienen zeigten den Adel, den nur große Schmerzen einprägen, und die auf der Stirn sichtbaren Furchen schienen mir zu tief gezogen zu sein, um nicht vom Kummer herzurühren.

Der Gedanke hatte sich in meinem Kopfe so fest

gesetzt, daß er, trotz meiner Bemühungen, ihn zu verjagen, immer hartnäckiger und deutlicher wiederkehrte.

Nach wenigen Tagen war ich der Freund der Familie geworden und hatte sie mit Allem, was mich betraf, bekannt gemacht; sie hatten mich vollständig in ihr engstes Vertrauen aufgenommen, doch wagte ich nicht, die Frage, die mir beständig auf der Zunge schwebte, auszusprechen, so sehr fürchtete ich, entweder eine große Taktlosigkeit zu begehen oder alte Wunden wieder aufzureißen.

Eines Abends, als Don Rafael und ich von der Jagd heimkehrten, legte er in kurzer Entfernung von dem Hause seinen Arm auf den meinen.

„Was ist Ihnen, Don Gustavio," sagte er zu mir, „Sie sind finster, in sich gekehrt, langweilen Sie sich bei uns?"

„Das können Sie nicht glauben," antwortete ich schnell, „ich weiß im Gegentheil nicht, wie ich es aussprechen soll, daß ich mich niemals so glücklich gefühlt habe, als bei Ihnen."

„So bleiben Sie," sagte er mit Offenheit, „wir haben an unserem Herde noch Raum für einen Freund."

„Ich danke Ihnen," sagte ich und drückte ihm die Hand, „so gern ich es möchte, so ist es leider unmöglich. Ich habe, wie der Jude in der Legende, einen bösen Geist in mir, der mir unaufhörlich zuruft: Wandere! ich muß meinem Schicksale folgen!"

Ich seufzte.

„Hören Sie!“ fuhr er fort, „seien Sie aufrichtig! sagen Sie mir, was Sie beschäftigt; Sie machen uns Allen seit einigen Tagen Sorge; Niemand wagte es, Sie zu fragen,“ fügte er lächelnd hinzu; „kurz, ich habe mir ein Herz gefaßt, wie Ihr Franzosen zu sagen pflegt, und mich entschlossen, Sie auszufragen.“

„Nun denn! da Sie es verlangen,“ antwortete ich, „will ich es Ihnen sagen; nur bitte ich, meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten und versichert zu sein, daß die Theilnahme eben so viel Antheil daran hat, als die Neugierde.“

„Heraus damit!“ sagte er mit mildem Lächeln, „beichten Sie, fürchten Sie Nichts, ich werde Ihnen gewiß die Absolution ertheilen.“

„Es ist mir auch lieber, wenn ich es vom Herzen los bin, und ich will Ihnen Alles sagen.“

„So ist es recht, reden Sie.“

„Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß Sie nicht immer so glücklich gewesen sind, wie jetzt, und daß Sie Ihr gegenwärtiges Glück nur durch große Widerwärtigkeiten erkauft haben.“

Ein trübes Lächeln flog über seine Lippen.

„Verzeihen Sie mir die Taktlosigkeit, die ich begangen habe,“ rief ich lebhaft aus, „was ich fürchtete, ist geschehen! Sprechen wir nicht mehr davon, ich bitte Sie, lassen wir die Sache ruhen.“

Ich war wirklich außer mir.

Don Rafael antwortete gütig:

„Warum? ich finde Ihre Frage nicht zudringlich, die Theilnahme, die Sie für uns empfinden, hat Sie dazu getrieben, nur wenn man die Menschen liebt, ist man so scharfsichtig. Nein, mein Freund, Sie haben sich nicht geirrt, wir sind Alle schwer geprüft worden. Sie sollen, da Sie es wünschen, Alles erfahren, vielleicht werden Sie, wenn Sie die Erzählung unserer Leiden angehört haben, eingestehen, daß wir wirklich das Glück, welches wir genießen, theuer erkauft haben. Doch, treten wir ein, man wird uns zum Essen erwarten.“

Abends versammelte Don Rafael einige Personen um sich, ließ eine Flasche Mezcal und Cigaretten auf den Tisch stellen und sagte zu mir:

„Jetzt, mein Freund, will ich Ihre Neugierde befriedigen. Fröhlich, der Schwarze Hirsch, Adlerkopf, mein Vater, meine Mutter und meine liebe Frau, die Alle an dem seltsamen Drama, was ich Ihnen erzählen werde, Theil genommen haben, werden meinem Gedächtnisse, wenn es mich verlassen sollte, zu Hülfe kommen.“

Hierauf, lieber Leser, erzählte mir Don Rafael, was Du eben gelesen hast.

Ich gestehe, daß die Erzählung dieser Abenteuer, aus dem Munde Dessen, der die Hauptrolle darin gespielt und in Gegenwart Derjenigen, die Theil daran genommen hatten, mich im höchsten Grade interessirte, was Dir wahrscheinlich nicht begegnet sein wird; denn

nothwendigerweise verliert sie in meinem Munde die Lebendigkeit, die ihren größten Reiz ausmachte.

Acht Tage später verließ ich meine liebenswürdigen Wirthe, aber anstatt mich, wie ich es anfangs Willens gewesen, nach Guaymas einzuschiffen, ging ich in Begleitung Adlerkopf's nach Apacheria, wo mich der Zufall Zeuge ungewöhnlicher Scenen werden ließ, die ich Dir vielleicht einst erzählen werde, wenn Dich vorstehende Erzählung nicht gar zu sehr gelangweilt hat.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Aimard, Gustave,

Die Trapper in Arkansas Von Gustav Aimard. Deutsch von E. Drugulin

Bd.: 3

Leipzig 1859